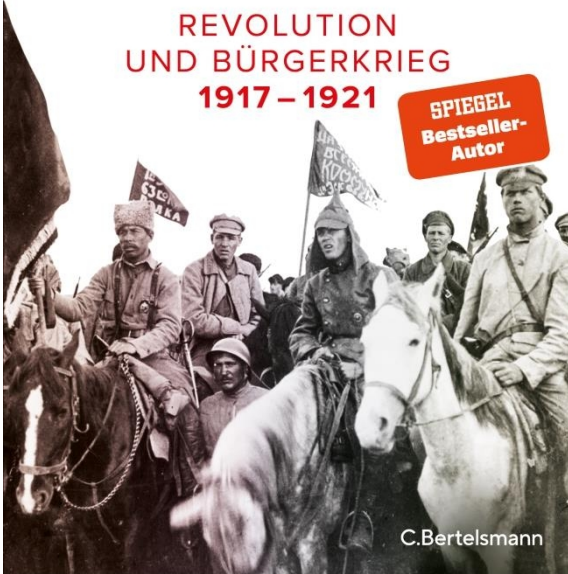


ANTONY BEEVOR RUSSLAND

REVOLUTION
UND BÜRGERKRIEG
1917 – 1921

SPIEGEL
Bestseller-
Autor



Leseprobe

Antony Beevor

Russland

Revolution und Bürgerkrieg
1917-1921

»Beevors bislang brilliantestes Buch. Ein großartiges Werk, dessen Darstellung barbarischer Unmenschlichkeit ein tief bewegendes Licht auf unsere Gegenwart wirft.« *John Gray*

Bestellen Sie mit einem Klick für 40,00 €



amazon.de

bücher.de

eBook.de

genialokal.de

Thalia

Hugendubel.de
Das Lesen ist schön!

Weltbild.de

Seiten: 672

Erscheinungstermin: 11. Mai 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

»Ein Meisterwerk der Geschichtsschreibung und zugleich eine schmerzliche Lektion für die Gegenwart« (Daily Telegraph)

Beklemmend aktuell mutet die Geschichte Russlands von 1917 bis 1921 an – vom Zusammenbruch des Zarenreichs über die Oktoberrevolution bis zum Bürgerkrieg zwischen »Roten« und »Weißen« –, als sich auch auf dem Boden der Ukraine im Kampf um Vorherrschaft und Einflussphären brutalste Gewalt entlädt. Gestützt auf eine Fülle neuester Archivfunde, zeichnet Antony Beevor ein ebenso dichtes wie weitgefasstes Panorama dieser welthistorischen Epoche mit einer kaum überschaubaren Zahl an Kombattanten, die sich auf einem Terrain von Warschau bis Wladiwostok, vom Polarkreis bis zu den Grenzen des Osmanischen Reiches gegenüberstanden. In seiner eindringlichen Gesamtschau dieser Jahre erweist sich Beevor erneut als fesselnder Erzähler, der die komplexen und monströs blutigen Ereignisse mit großer epischer Kraft ordnet und aus einer Vielzahl von Perspektiven lebendig werden lässt.

Mit zahlreichen Abbildungen und Karten.



Autor

Antony Beevor

Antony Beevor, Jahrgang 1946, ist mit seinen in zahlreiche Sprachen übersetzten Büchern weltweit der erfolgreichste Autor zu historischen Themen. Er wurde vielfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Wolfson History Prize, dem Samuel-Johnson-Preis und dem Pritzker Literature Award, und 2017 für seine Verdienste in den Adelsstand erhoben. Auf

Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel
Russia. Revolution and Civil War, 1917–1921
bei Weidenfeld & Nicolson, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

© 2022 by Ocito Ltd.

© 2023 für die deutschsprachige Ausgabe by C.Bertelsmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-010509-2

www.cbortelsmann.de

Für Luba Winogradowa

Inhalt

Vorwort	11
----------------------	----

TEIL EINS: 1912 bis 1917

1 Der Selbstmord Europas <i>1912 bis 1916</i>	19
2 Die Februarrevolution <i>Januar bis März 1917</i>	27
3 Der Sturz des Doppeladlers <i>Februar/März 1917</i>	41
4 Von der Autokratie zum Chaos <i>März/April 1917</i>	49
5 Die schwangere Witwe <i>März bis Mai 1917</i>	63
6 Die Kerenski-Offensive und die Julitage <i>Juni/Juli 1917</i>	80
7 Kornilow <i>Juli bis September 1917</i>	95
8 Der Oktoberputsch <i>September bis November 1917</i>	115
9 Kreuzzug der Jungen – die Revolte der Junker <i>Oktober/November 1917</i>	129
10 Der Kindsmord an der Demokratie <i>November/Dezember 1917</i>	144

TEIL ZWEI: 1918

11 Die Form zerbrechen <i>Januar/Februar 1918</i>	161
12 Brest-Litowsk <i>Dezember 1917 bis März 1918</i>	174
13 Der Eismarsch der Freiwilligenarmee <i>Januar bis März 1918</i>	192

14	Die Deutschen marschieren ein <i>März/April 1918</i>	211
15	Feinde an der Peripherie <i>Frühjahr/Sommer 1918</i>	225
16	Die Revolte der Tschechen und der linken Sozialrevolutionäre <i>Mai bis Juli 1918</i>	242
17	Roter Terror <i>Sommer 1918</i>	260
18	Kämpfe an der Wolga und die Rote Armee <i>Sommer 1918</i>	269
19	Von der Wolga bis Sibirien <i>Herbst 1918</i>	285
20	Die Mittelmächte ziehen ab <i>Herbst/Winter 1918</i>	303
21	Das Baltikum und Nordrussland <i>Herbst/Winter 1918</i>	317

TEIL DREI: 1919

22	Der verhängnisvolle Kompromiss <i>Januar bis März 1919</i>	331
23	Sibirien <i>Januar bis Mai 1919</i>	346
24	Don-Region und Ukraine <i>April bis Juni 1919</i>	357
25	Murmansk und Archangelsk <i>Frühling/Sommer 1919</i>	373
26	Sibirien <i>Juni bis September 1919</i>	380
27	Baltischer Sommer <i>Mai bis August 1919</i>	396
28	Der Marsch auf Moskau <i>Juli bis Oktober 1919</i>	409
29	Baltische Überraschung <i>Herbst 1919</i>	426
30	Sibirischer Rückzug <i>September bis Dezember 1919</i>	434
31	Der Wendepunkt <i>September bis November 1919</i>	446

32	Rückzug im Süden <i>November/Dezember 1919</i>	462
-----------	---	-----

TEIL VIER: 1920

33	Der große sibirische Eismarsch <i>Dezember 1919 bis Februar 1920</i>	479
34	Der Fall von Odessa <i>Januar 1920</i>	489
35	Der Schwanengesang der weißen Kavallerie <i>Januar bis März 1920</i>	495
36	Wrangel übernimmt das Kommando, die Polen erobern Kiew <i>Frühling/Sommer 1920</i>	513
37	Die Polen im Westen, Wrangel im Süden <i>Juni bis September 1920</i>	526
38	Das Wunder an der Weichsel <i>August/September 1920</i>	544
39	Die Riviera des Hades <i>September bis Dezember 1920</i>	556
40	Der Tod der Hoffnung <i>1920/1921</i>	570

Nachwort	Des Teufels Lehrling	582
-----------------	----------------------------	-----

ANHANG

Dank	587
Kartenverzeichnis	589
Glossar	590
Abkürzungen/Transliteration	592
Anmerkungen	595
Literatur	631
Register	645
Bildnachweis	668

Vorwort

Im Januar 1902 berichtete der Herzog von Marlborough seinem Cousin ersten Grades Winston Churchill brieflich von einem Hofball, an dem er in Sankt Petersburg teilgenommen hatte. Marlborough äußerte seine Verwunderung über die anachronistische Vornehmheit, in der der Zar von ganz Russland sich zu gefallen schien. Er beschrieb Nikolaus II. als einen »freundlichen und liebenswürdigen Mann, der versucht, die Rolle eines Autokraten zu spielen.«¹

Der Empfang sei all der pomphaften Pracht von Versailles würdig gewesen. »Für fast dreitausend Personen wurde Abendbrot serviert. Der Eindruck, den es macht, so viele Menschen gleichzeitig Platz nehmen zu sehen, ist schwer zu beschreiben. Du kannst aber die Großartigkeit der Veranstaltung erahnen, wenn ich Dir sage, dass die Gäste von insgesamt etwa zweitausend Dienern bedient wurden, unter denen sich neben Kosaken und Mamelucken auch Läufer [Lakaien] wie im England des 18. Jahrhunderts befanden, mit riesigen Straußenfederhüten auf dem Kopf. In jedem Raum befand sich eine Regimentskapelle, damit überall, wohin immer der Zar sich begeben mochte, die Nationalhymne gespielt werden konnte. [...] Es gab noch eine weitere Ehrengarde, deren Aufgabe es offenbar war, fünf Stunden lang ununterbrochen die Schwerter zu präsentieren.«²

Als Marlboroughs junge Ehefrau Consuelo Vanderbilt den Zaren bei einem späteren Abendessen fragte, ob es möglich sei, in Russland die Demokratie einzuführen, antwortete er: »In der Entwicklung unserer nationalpolitischen Einrichtungen sind wir zweihundert Jahre hinter Europa zurück. Russland ist immer noch eher asiatisch als europäisch und braucht darum eine autokratische Regierung.«³

Marlborough war auch über die Eigenheiten der Garderegimenter erstaunt, die das Militärsystem beherrschten. »Der Großherzog Wladimir,

der einem Teil der Armee vorsteht, lässt sich die Rekruten vorführen. Männer mit Stupsnase kommen in das von Kaiser Paul, der eine Stupsnase besaß, geschaffene Pawlowski-Regiment.«⁴

Etikette, Protokoll und Bürokratie waren nicht nur am Hof, sondern auch in der Kaiserlich Russischen Armee archaisch. Hauptmann Archie Wavell, der spätere Feldmarschall, stellte als junger Offizier der Black Watch* bei einem Einsatz in Russland kurz vor dem Ersten Weltkrieg fest, dass selbst Stabsoffiziere Angst hatten, Initiative zu ergreifen. Als »Beispiel für den Konservativismus der russischen Armee« nannte er »die Gepflogenheit [der Soldaten], das Bajonett stets auf dem Gewehr befestigt zu tragen.«⁵ Dies ging auf einen Befehl zurück, den Marschall Suworow Ende des 18. Jahrhunderts gegeben hatte, nachdem eine russische Kolonne in einen Hinterhalt geraten und vernichtet worden war.

Russische Offiziere betrachteten es als Schande, ohne Uniform gesehen zu werden. Ein Dragonerhauptmann, der Wavell über die Gepflogenheiten in der britischen Armee befragte, konnte nicht glauben, dass deren Offiziere außerhalb des Dienstes Zivilkleidung trugen und in der Öffentlichkeit keine Schwerter mit sich führten. »Aber dann haben die Leute doch keine Angst vor Ihnen«,⁶ platzte er heraus. Ein zaristischer Offizier hatte auch das Recht, jedem seiner Soldaten zur Strafe ins Gesicht zu schlagen.

Wavell war nicht überrascht zu erfahren, dass die russische Intelligenzija die Herrscher als »bürokratische Unterdrücker« betrachtete; »sie misstraute der Polizei und verachtete die Armee«.⁷ Nach den demütigenden Katastrophen des Russisch-Japanischen Krieges von 1904/05 und dem an den Teilnehmern von Pater Georgi Gapons friedlichem Protestmarsch zum Winterpalast im Januar 1905 verübten Massaker hatte sie den Respekt vor dem Regime und den Streitkräften verloren. »Russland schwenkte über Nacht nach links«, schrieb Nadeschda Lochwizkaja unter ihrem Pseudonym »Teffi«. »Unter den Studenten kam es zu Unruhen, Arbeiter streikten. Selbst alte Generäle schnaubten, wenn die Rede darauf kam, wie unwürdig das Land regiert wurde; sie kritisierten auch den Zaren scharf.«⁸

Als Gegenleistung für seine großen Privilegien wurde vom Adel erwartet, dass er seine Söhne der Armee als Offiziere und der Verwaltung in

* Bataillon des Royal Regiment of Scotland, eines Infanterieregiments der britischen Armee. (Anm. d. Übers.)

Sankt Petersburg als Beamte zur Verfügung stellte. Und die dreißigtausend Grundbesitzer sollten durch lokale »Landeshauptmänner« die Ordnung auf dem Lande aufrechterhalten.

Die Befreiung der Leibeigenen 1861 hatte wenig zur Verbesserung von deren verzweifelter Lage beigetragen. »Unsere Landbevölkerung lebt unter schrecklichen Bedingungen und ohne organisierte medizinische Versorgung«, schrieb Maxim Gorki. »Die Hälfte aller Bauernkinder stirbt, bevor sie fünf Jahre alt sind, an Krankheiten. Fast alle Frauen auf dem Dorf leiden an Frauenkrankheiten. Die Dörfer verfaulen infolge von Syphilis; sie sind in Elend, Unwissenheit und Verwilderung versunken.«⁹ Die Frauen litten auch unter der Gewalttätigkeit ihrer Männer, vor allem wenn diese betrunken waren.

Die Vorstellung, der derbe russische Bauer könnte Teil einer unwiderstehlichen militärischen Dampfwalze werden, war eine Illusion. In Friedenszeiten wurden drei von vier jungen Bauern aus gesundheitlichen Gründen abgelehnt. Die Offiziere klagten über die Einstellung der Wehrpflichtigen, die während des Ersten Weltkriegs eintrafen. In einem Bericht der 2. Armee heißt es: »Es ist erbärmlich, kommt aber ziemlich häufig vor, dass sich die unteren Dienstgrade selbst Wunden zufügen, um dem Kampf zu entgehen. In vielen Fällen ergeben sie sich dem Feind.« Der Bericht bezeichnete sie als »ordinäre Muschiks«: »Sie starren gleichgültig, blöde und finster vor sich hin, statt ihrem Kommandeur fröhlich und vergnügt in die Augen zu schauen.«¹⁰ Im Grunde verhielt sich der russische Bauer in Uniform gemäß der Taktik, die die britische Armee als »stupide Unverschämtheit« zu bezeichnen pflegte.

Selbst aufgeklärte Angehörige der Oberschicht und des Adels fürchteten die »finsternen Massen« und ihre gelegentlichen Ausbrüche furchtbarer Gewalt, zu denen es etwa bei dem nach ihrem Anführer Jemeljan Pugatschow benannten Bauernaufstand von 1773 gekommen war. »Bewahre uns Gott vor einem russischen Aufstand, sinnlos und erbarmungslos!«, schrieb Alexander Puschkin.¹¹ Während der Unruhen und Brandschatzungen, die 1905 auf die Katastrophen des Russisch-Japanischen Krieges folgten, bestand die einzige Hoffnung der Gutsbesitzer darin, dass der örtliche Gouverneur Truppen aus einer der zahlreichen Garnisonsstädte entsenden würde.

Die berühmt-berüchtigte Bemerkung, die Karl Marx und Friedrich En-

gels im *Kommunistischen Manifest* über die »Idiotie des Landlebens« gemacht haben, womit sie auch die Leichtgläubigkeit, Apathie und Unterwürfigkeit der Bevölkerung meinten, hatte auch über die Bauerndörfer hinaus ihre Berechtigung. Das Leben in kleinen Provinzstädten konnte fast genauso verblöden. Satiriker wie Saltykow-Schtschedrin und Gogol blickten unter die trübe Oberfläche des stehenden Gewässers. Saltykow, ironischerweise ein Lieblingsautor Lenins, beschwor auch »die verheerende Wirkung der legalisierten Sklaverei auf die menschliche Seele«,¹² eines Phänomens, das sowohl in der zaristischen als auch in der sowjetischen Ära zu beobachten war. Leo Trotzki machte dafür die geistige Zwangsjacke der orthodoxen Kirche verantwortlich. Er behauptete, eine Revolution werde nur dann möglich sein, wenn das Volk von den »Ikonen und Kakerlaken« des Heiligen Russlands genug habe.

Bemühungen um eine Bodenreform führten nur in einigen Gebieten zu Ergebnissen. Im Unterschied zum Landbesitz von Graf Dmitri Scheremetew, dem großen Magnaten des 19. Jahrhunderts, der rund 760 000 Hektar mit etwa dreihunderttausend Leibeigenen besaß,¹³ waren die meisten Ländereien klein und verarmt. Selbst wenn sie es gewollt hätten, hätten nur sehr wenige Gutsbesitzer es sich leisten können, die Wohnverhältnisse zu verbessern oder auch nur die einfachste Form der Mechanisierung einzuführen. Viele sahen sich stattdessen gezwungen, ihren Besitz zu verkaufen oder zu verpfänden. Die persönlichen Beziehungen wurden zunehmend künstlich und angespannt. Die ärmeren Bauern blieben Analphabeten, was bedeutete, dass sie sowohl von den Dorfältesten als auch von den Getreidehändlern ausgebeutet und von vielen Grundbesitzern, die ob ihres Machtverlusts voller Ressentiments waren, schlecht behandelt wurden. Unterwürfige Pächter, die sich vor ihren adligen Herren verneigten, nutzten infolgedessen jede Gelegenheit, sie zu betrügen, sobald jene ihnen den Rücken kehrten.

Die Abwanderung in die Städte beschleunigte das Wachstum der Arbeiterklasse, des Proletariats, das die Marxisten als Vorhut der Revolution betrachteten. Die Einwohnerzahl von Sankt Petersburg, die um die Jahrhundertwende nur gut eine Million betrug, stieg bis Ende 1916 auf mehr als drei Millionen. Die Arbeitsbedingungen in den Fabriken waren haarsträubend, und sie waren gefährlich. Die Arbeiter wurden von den Eigentümern als austauschbar angesehen, da so viele Bauern darauf warteten, ihren Platz einzunehmen. Es gab kein Streikrecht und keine Entschädi-

gung bei Entlassung. Bei Streitigkeiten schlug die Polizei sich stets auf die Seite der Fabrikbesitzer. Viele sahen darin eine Art Leibeigenschaft in der Stadt. Die Arbeiter schliefen in Kasernen, billigen Absteigen und Mietshäusern inmitten von Schmutz und Krankheit. »In den Städten gibt es keine Kanalisation«, schrieb Gorki. »Die Fabrikschornsteine haben keine Rauchfänge; der Boden im Freien ist durch das Miasma verrottender Abfälle vergiftet, die Luft durch Rauch und Staub.«¹⁴ Das dicht gedrängte Zusammenwohnen erleichterte die Verbreitung von Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten, gelegentlich brachen sogar Cholera- und Typhus-epidemien aus. Die Lebenserwartung war so niedrig wie in den ärmsten Dörfern. Die einzige Freiheit lag im untersten Kreis der Hölle, den das Lumpenproletariat der Arbeitslosen bewohnte – das Leben in dieser unterirdischen Welt der Kinderprostitution, der kleinen Diebstähle und der Schlägereien unter Alkoholeinfluss war schlimmer als alles, was Dickens, Hugo und Zola je beschrieben haben. Die einzige Katastrophe, die das Leben der Armen in Russland weiter verschlimmern konnte, war ein großer europäischer Konflikt.

Teil eins

1912 bis 1917

Der Selbstmord Europas¹ *1912 bis 1916*

Das rasante industrielle Wachstum in Russland vor dem Ersten Weltkrieg führte zu einer verwegenen Selbstüberschätzung der herrschenden Klassen. Die Katastrophen des Krieges gegen Japan ein knappes Jahrzehnt zuvor waren vergessen. Die Kriegspartei in Sankt Petersburg, die einen Schlag gegen das Osmanische Reich forderte, nachdem dieses 1912 die Dardanellen geschlossen hatte, wurde immer lauter und einflussreicher. Selbst der sonst zurückhaltende Außenminister Sergei Sasonow war empört über die Art und Weise, wie Russland im Ersten Balkankrieg vom Deutschen Reich und von Österreich-Ungarn behandelt worden war. Daher bat er, als Wien nach der Ermordung von Erzherzog Franz Ferdinand in Sarajevo im Juni 1914 Serbien ein Ultimatum gestellt hatte, den Chef des Generalstabs, die Armee auf Krieg vorzubereiten. Dem Zaren erklärte er, es wäre eine folgenschwere Schmach, würde Russland seine slawischen Brüder in Serbien nicht unterstützen. Nikolaus II. fühlte sich daher verpflichtet, den Forderungen nach einer ersten Teilmobilisierung nachzukommen. Doch damit waren die Kommandeure der Armee nicht zufrieden; sie bestanden darauf, wenn Russland im Süden gegen die österreichisch-ungarischen Armeen mobilisiere, müssten die Streitkräfte an der gesamten mittleren und nördlichen Front gegen die Deutschen mobilisiert werden.²

Grigori Rasputin, der Berater der kaiserlichen Familie und Wunderheiler, weilte zu dieser Zeit nicht in der Hauptstadt. Er war in diesem verhängnisvollen Sommer nach Sibirien heimgekehrt, wo er durch ein Telegramm der Zarin die Nachricht von den hektischen Kriegsvorbereitungen erhielt. Er machte sich sofort auf den Weg, um eine Antwort zu schicken, in der er dem Zaren raten wollte, sich dem Druck nicht zu beugen. Doch eine Bäuerin lauerte ihm auf und stach ihm mit einem Messer in den Bauch. Sie war eine Anhängerin von Iliodor, einem ehemaligen Priester, der sich gegen

Rasputin gewandt hatte und ihn als Lüstling und falschen Propheten verunglimpfte. Rasputin fiel in Ohnmacht und kam, mehr tot als lebendig, ins Krankenhaus. Als er wieder bei Bewusstsein war und erfuhr, dass die Mobilmachung angeordnet worden war, bestand er darauf, das Telegramm abzuschicken, in dem er warnte, ein Krieg würde das Ende sowohl Russlands als auch der Romanows bedeuten. Diese letzte Chance, den Zaren von der Notwendigkeit zu überzeugen, sich gegen die Kriegstreiber um ihn herum zu stellen, kam zu spät, aber sie hätte auch nicht viel bewirkt.

Die Befürchtung des russischen Generalstabs, die Mittelmächte könnten schneller mobilisieren, war nicht der entscheidende Faktor, der zum Krieg führte. Der war vielmehr die Entschlossenheit der Österreicher, Serbien zu zerschlagen, bevor die europäischen Großmächte eingreifen konnten. Und Deutschland weigerte sich, sie aufzuhalten. General Helmuth von Moltke, der Chef des deutschen Generalstabs, drängte die Österreicher sogar, alle Appelle seiner eigenen Regierung zur Mäßigung zu ignorieren und den Angriff fortzusetzen. Diplomatie und königliche Beziehungen hatten kaum eine Chance. In der Tat: Der Krieg war zu wichtig, um ihn den Generälen zu überlassen, wie der französische Premierminister Georges Clemenceau wenig später bemerken sollte.

War der Krieg erst einmal erklärt, konnte die Lage für die »graue Masse« der russischen Bauernsoldaten nur noch schlimmer werden. Insgesamt wurden 15,3 Millionen Mann ins Heer und in die Marine einberufen. Nach der Niederlage in der Schlacht bei Tannenberg und dem berüchtigten »Großen Rückzug« 1915, der auf den Sieg der Deutschen bei Gorlice-Tarnów (südöstlich von Krakau) folgte, machte sich sowohl unter den Offizieren als auch unter den einfachen Soldaten Verbitterung breit, und der Verdacht auf Landesverrat am Hofe kam auf. Bald sprach man vom »deutschen Würgegriff«³ – auch deshalb, weil so viele russische Generäle deutsche oder skandinavische Namen trugen. Doch die meisten verfluchten die deutsche Zarin und ihre Kamarilla mit der sie beherrschenden grauen Eminenz Rasputin. Der lasterhafte Mönch habe sich mit schamloser Korruption in Ernennungen eingemischt, als der Zar unklugerweise beschloss, in der *Stawka** in Mogiljow den Oberbefehl über die Armeen zu übernehmen.

* Kurzform für *Stawka Werchownowo Glawnokomandujuschtschewo*, Hauptquartier des Kommandos des Obersten Befehlshabers. (Anm. d. Übers.)

Das Leben im Schützengraben war für die russischen Soldaten an der Front, die durch die baltischen Provinzen, Polen, Weißrussland, Galizien und Rumänien verlief, eine unmenschliche Erfahrung. »Nachdem sie sich in den Boden eingegraben haben«, schrieb Maxim Gorki, »leben sie dort in Regen und Schnee, im Dreck, unter beengten Verhältnissen; sie werden von Krankheiten zermürt und von Ungeziefer zerfressen; sie leben wie Tiere.«⁴ Sie hatten zu wenig Munition, und viele mussten sich, weil sie keine Stiefel hatten, mit Bastschuhen aus Birkenrinde begnügen. Die Feldlazarette an der Front waren fast so primitiv wie im Krimkrieg.

Modernisierungsversuche scheiterten katastrophal. »Uns hat endlich die neueste technische Entwicklung erreicht«, schrieb Wassili Pawlowitsch Krawkow, ein leitender Arzt des Stabs, verbittert in sein Tagebuch. »25 000 Gasmasken für unser Korps. Sie waren von der Obersten Kommission unter dem Vorsitz unseres obersten ›Paschas‹, des Herzogs von Oldenburg, geprüft worden. Ich führte selbst eine Art Test durch, indem ich jeden meiner Sanitäter eine dieser Gasmasken aufsetzen ließ. Zwei Minuten später begannen sie, nach Luft zu ringen. Und wir sollen alle Soldaten in den Schützengräben mit diesem Mist ausstatten!«⁵

Die Zensurabteilungen der Armee konnten sich über die Moral an der Front kaum Illusionen machen, wenn sie die Briefe der Soldaten nach Hause lasen. Viele klagten, dass sie der deutschen Artillerie hoffnungslos unterlegen seien und dass sich die Offiziere ihnen gegenüber vollkommen gleichgültig verhielten. Die Männer waren entweder verroht oder traumatisiert von dem, was sie sahen. »Die Leichen liegen immer noch da«, schrieb einer. »Raben haben bereits ihre Augen gefressen, und Ratten laufen auf den toten Körpern herum. Mein Gott, dieser schreckliche Anblick lässt sich weder beschreiben, noch kann man ihn sich vorstellen.«⁶

Ein anderer schrieb über ein Massengrab, das sie auf Befehl von Offizieren hatten ausheben und mit ihren Toten füllen müssen. »Wir sammelten die Leichen vom Schlachtfeld ein und gruben ein Loch, das 30 Klafter* lang und 4 Klafter tief war. Dann legten wir die Leichen hinein. Aber da es schon spät war, bedeckten wir nur das halbe Loch mit Erde und ließen einen von uns Wache stehen. Am nächsten Morgen sahen wir, dass einer der ›Toten‹ in der Nacht aus dem Loch geklettert war und am Rand des Grabes saß. Einige andere hatten sich umgedreht – sie waren nicht getötet,

* In Russland entsprach ein Klafter einer Länge von gut 2 Metern. (Anm. d. Übers.)

sondern nur verwundet worden und hatten durch die Explosionen schwerer Granaten einen Schock erlitten. Das kommt ziemlich oft vor.«⁷

Der Unterschied zwischen den Bedingungen für Offiziere und denen für Mannschaftsdienstgrade führte bei Letzteren zu großer Verbitterung. Viele Offiziere zogen sich jeden Abend in die Wärme und den relativen Komfort einer Bauern-Isba* hinter der Front zurück, während die einfachen Soldaten und die Unteroffiziere in der Kälte und im Schmutz der Schützengräben ausharren mussten. »Der einfache Soldat, der für das Vaterland den Angriff führt, erhält 75 Kopeken [im Monat]«, schrieb ein Wehrpflichtiger nach Hause. »Der Kompaniechef, der nachrückt, erhält 400 Rubel, und der Regimentskommandeur, der noch weiter hinten steht, erhält 1000 Rubel. [...] Einige haben leckeres Essen und Alkohol und Huren unter der Flagge des Roten Kreuzes, während die anderen hungern.«⁸

Die Vorstellung, dass die Krankenschwestern des Roten Kreuzes nur für die sexuelle Befriedigung der Offiziere da seien, war bei den einfachen Soldaten fast zur Obsession geworden, sie hatte aber einen wahren Kern. Dr. Krawkow, der den Sanitätsdienst eines ganzen Armeekorps leitete, berichtete von der Entlassung eines Kollegen und von dem Grund dafür. »Es war ganz einfach. Der Arzt hatte zu viel Taktgefühl an den Tag gelegt und sich nicht den Forderungen der Stabsclique gebeugt, mit seinen Krankenschwestern ein Bordell zu eröffnen. Dass solche Forderungen erhoben werden konnten, war mir nichts Neues. Ich hatte es auch bei der 10. Armee gesehen, und es war einer der Gründe gewesen, weshalb ich mich hatte versetzen lassen.«⁹

Offiziere boten Studentinnen in Odessa, die knapp bei Kasse waren, Hunderte von Rubeln für Nacktfotos an: »Bitte schreiben Sie mir, wenn Sie bereit sind, sich noch einmal, mit mehr Details, fotografieren zu lassen«, schrieb ein junger Offizier. Und er fügte hinzu, sie könne bis zu tausend Rubel verdienen, wenn sie das Regiment besuche.¹⁰

Während die Offiziere die Sau rausließen, durften die einfachen Soldaten nicht einmal ihre eigenen Frauen sehen, auch nicht in Gebieten weit hinter der Front. Jewdokija Merkulowa, die junge Frau eines Soldaten in der 9. Unabhängigen Don-Kosaken-Sotnja, kannte diese Vorschrift nicht und besuchte ihren Mann Anfang Dezember 1916. Die Analphabetin hatte den Mut, sich anschließend förmlich über ihre Behandlung sei-

* Russische Holz- oder Blockhütte. (Anm. d. Übers.)

tens des Geschwaderkommandanten zu beschweren. »Der Kommandant der Sotnja, Michail Ryssakow, erfuhr sofort von meiner Ankunft«, heißt es in der von ihr diktierten Aussage. »Ich weiß nicht, warum, aber am 5. Dezember befahl er der Sotnja, sich zur Parade aufzustellen, und mich wies er an, mich mit dem Gesicht nach unten vor sie zu legen. Zwei Kosaken wurden angewiesen, meinen Rock und mein Unterhemd hochzukrempeln und meine Arme und Beine festzuhalten. Dann befahl der Kommandant meinem Mann, fünfzehnmal mit der Peitsche auf meinen nackten Körper einzuschlagen. Er kontrollierte die Bestrafung persönlich und sagte drohend zu meinem Mann, er solle mit voller Kraft und auf die Haut, nicht auf die Kleidung, schlagen. Mein Mann hatte Angst vor seinem Vorgesetzten und verpasste mir blutige Schläge, die noch immer nicht verheilt sind. Ich wurde dann mit einer Eskorte über den Don zurückgeschickt.«¹¹

Als bloßes Kanonenfutter hassten die Bauernsoldaten den Krieg, den Schlamm, die Läuse, das schlechte Essen und den Skorbut. Dr. Krawkow verzweifelte ob ihrer Kost. »Eine weitere Lebensmittellieferung ist eingetroffen, diesmal aus Orenburg«, notierte er in seinem Tagebuch. »Sie bestand aus 1000 Pud* Schinken und Wurst, alles verrottet! Ganz Mütterchen Russland ist am Verfaulen.«¹²

Im Oktober 1916 kam die Regenzeit mit einer Heftigkeit, die Krawkow beunruhigte. »Dr. Toltschenow, den ich zur Untersuchung der sanitären Verhältnisse in die Stellungen geschickt hatte, gab einen haarsträubenden Bericht über die furchtbare Situation unserer unglücklichen Soldaten: Sie leben im Schlamm, der ihnen bis zur Hüfte reicht, ohne Schutz vor schlechtem Wetter, ohne warme Kleidung, warmes Essen oder heißen Tee.«¹³ Zwei Wochen später schrieb er: »Wir haben Verstärkung bekommen: Jungs, die noch grün hinter den Ohren sind. Sie wurden gleich am nächsten Tag in einen Bajonettangriff geschickt. [...] Es war erschütternd zu erleben, wie viele von ihnen, die nicht sterben wollten, in ihrer Verzweiflung ›Mama!‹ schrien.«¹⁴ Nachrichten über Meutereien in einigen Regimentern, die rücksichtslos niedergeschlagen wurden, unterdrückte die Armee.

Die Regierung in Petrograd** wurde in diesem Winter nicht nur von den Liberalen und den Linken kritisiert. Erzkonservative wie der Politiker Wassili Witaljewitsch Schulgin waren entsetzt über die Verantwortungslo-

* 1 russisches Pud = 16,38 Kilogramm.

** Sankt Petersburg war zu Beginn des Krieges in Petrograd umbenannt, der deutsche Name russifiziert worden. (Anm. d. Übers.)

sigkeit der Reichen, denen es gleichgültig war, dass die russischen Verluste doppelt so hoch waren wie die ihrer deutschen und österreichisch-ungarischen Feinde. »Und wir?«, fragte er bitter. »Wir tanzen auf den mit Leichen übersäten Brüstungen von Schützengräben den letzten Tango.«¹⁵ Schulgin war aufgebracht über die Gerüchte und Verschwörungstheorien, die in den Salons der Hauptstadt kursierten, insbesondere über das »Gerede vom Landesverrat«.¹⁶

Auf Pawel Miljukow, den Vorsitzenden der Kadettenpartei,* war Schulgin wegen dessen aufsehenerregender Rede beim Wiederzusammentreten der Staatsduma am 1. November wütend. Die scharfen Angriffe des sonst so gemäßigten Miljukow auf die Minister des Zaren hatten die Anwesenden erstaunt. Miljukow hatte offen »verborgene Kräfte« verurteilt, »die für Deutschland kämpfen«, und unter großem Beifall nach jedem Beispiel von Inkompetenz die rhetorische Frage in den Saal gehämmert: »Und was ist das? Dummheit oder Verrat?«¹⁷

Die allgegenwärtige Korruption in der Hauptstadt schockierte die idealistischen jungen Offiziere an der Front. »Jeder weiß, dass im Etablissement der Großherzogin Maria Pawlowna allerlei Schwindler gegen Bestechungsgelder sichere Posten vermitteln«, schrieb ein junger Kavallerieoffizier der 7. Armee an seine Verlobte, die ihm einen Posten in der Nachhut verschaffen wollte. »Aber ich flehe Dich an, niemanden zu bestechen. Ich will als Edelmann leben und sterben.«¹⁸

Selbst überzeugte Anhänger der Monarchie verzweifelten. Die Halsstarrigkeit des Zaren rührte fast ausschließlich von seinem schwachen Charakter her. Entgegen allen Ratschlägen hatte er 1915 nach den katastrophalen Rückzügen darauf bestanden, als Oberbefehlshaber an die Stelle seines Onkels, des hochgewachsenen Großherzogs Nikolai Nikolajewitsch, zu treten. Für Wavell war der Großfürst »der stattlichste und beeindruckendste Mann, dem ich je begegnet bin«: »Er verfügte nicht über große Intelligenz oder viel Buchwissen, aber er hatte jede Menge gesunden Menschenverstand und Charakter.«¹⁹ Seinem Neffen Nikolaus II. fehlte es leider an beidem. »Autokratie ohne einen Autokraten ist furchtbar«, bemerkte Schulgin.²⁰

* Die 1905 von Miljukow gegründete Kadetten- oder Konstitutionell-Demokratische Partei (KD) war eine liberale zentristische Gruppe, der sowohl gemäßigte Monarchisten als auch Republikaner angehörten. Sie wurde vor allem von Akademikern, Anwälten und der aufgeklärteren Mittelschicht unterstützt, unter anderem auch von vielen Juden, weil sie an die Möglichkeit von deren Emanzipation glaubte.

Einer der Hauptgründe, warum der Zar sich in der *Stawka*, dem Hauptquartier in Mogiljow, verschanzte, war, dass er sich lieber mit loyalen Offizieren als mit kritischen Politikern umgab. Die Verwaltung des Landes überließ er der Zarin und Rasputin; eine aus Ministern der Duma bestehende Regierung zu ernennen, lehnte er entschieden ab. Seine Anwesenheit in Mogiljow blieb jedoch rein symbolisch, und sein Gefolge sorgte dafür, dass alle Besuche an der Front sorgfältig organisiert wurden.

»Der Stabschef von General Dolgow erzählte uns beim Abendessen ohne jede Ironie von den Vorbereitungen für den Besuch des Zaren«, notierte Dr. Krawkow in seinem Tagebuch. »Alle Soldaten wurden aus den Schützengräben zurückgeholt, und die Nacht wurde damit verbracht, sie mit brandneuen Uniformen und Ausrüstungen zu versehen. Die gesamte Artillerie erhielt den Befehl, mit Beginn des königlichen Besuches das Feuer zu eröffnen; »eine richtige Schlachtszene wurde inszeniert«, wie er es ausdrückte. Der Zar war glücklich und dankte allen, und unser tapferer Krieger wurde für die erfolgreiche Inszenierung der Schlachtszene mit dem Sankt-Georgs-Kreuz ausgezeichnet.«²¹

Niemand in Mogiljow wagte in diesem Winter 1916, dem Zaren von den Gerüchten in Petrograd zu berichten. Revolutionäre Pamphlete wie »Grischka und seine Affären« erschienen, die sich gegen Rasputin richteten und auf angebliche Orgien mit der Zarin, ja sogar mit ihren Töchtern, anspielten.²² Diese grotesken pornografischen Fantasien erinnerten an die Karikaturen, die mehr als ein Jahrhundert zuvor in Paris erschienen und gegen Marie Antoinette und die Prinzessin von Lamballe gerichtet waren, machten jedoch Rasputin, den Bauern und vermeintlichen Verführer von Grandes Dames, zu einem Volkshelden.

Die Ermordung Rasputins am 17. Dezember durch Fürst Felix Jussupow, Großfürst Dmitri Pawlowitsch Romanow und Wladimir Purischkewitsch, den Anführer der antisemitischen Schwarzen Hundertschaft,^{*} verstärkte den Eindruck aristokratischer Korruption in der Hauptstadt. Die Vorstellung, Jussupow habe seine Frau Irina, die schöne Nichte des Zaren, als Köder für den lüsternen Mönch benutzt, verlieh dem Drama eine anzügliche Wendung. Vor allem beschäftigten die Fantasie des Publikums die Schwierigkeiten, die die Verschwörer gehabt hatten, Rasputin zu töten –

* Die Schwarze Hundertschaft war eine reaktionär-monarchistische, nationalistische und antisemitische Gruppierung, die von Nikolaus II. unterstützt wurde.

2

Die Februarrevolution *Januar bis März 1917*

Dass das Geschehen auf eine Revolution zusteuerte, war allen klar – außer denen, die bewusst die Augen schlossen. Fraglich war nur, ob sie während des Krieges oder erst nach dessen Ende kommen würde. General Michail Alexejew, der Chef des Generalstabs, hatte dem Zaren einen Bericht vorgelegt, in dem er empfahl, die Fabriken samt ihren Arbeitern aus der Hauptstadt zu verlegen. Nikolaus II. schrieb auf diesen Bericht, der auf dem speziellen blauen »Zaren-Papier« des Oberkommandos getippt worden war: »Die gegenwärtige Situation rechtfertigt diese Maßnahme nicht, die im Hinterland nur Panik und Unruhe auslösen könnte.«¹ Alexejews einfache Lösung war kaum praktikabel, da mehr als dreihunderttausend Industriearbeiter aus Petrograd hätten umgesiedelt werden müssen,² aber weder er noch der Zar ahnten damals, dass die eigenen Truppen in der Hauptstadt eine ähnliche Gefahr darstellten.

Aufgrund der enormen bisherigen Verluste während des Krieges waren viele Fähnriche der Reserve antimonarchistisch eingestellt, hatten also nichts mehr mit der Vorkriegsarmee gemein. »Die meisten waren ehemalige Studenten«, stellte ein Berufsoffizier fest. »Es gab unter ihnen viele junge Juristen. Die Brigade wurde zu einem Studentenwohnheim, mit Kundgebungen, Resolutionen und Protesten. Den Berufsoffizier betrachteten diese Leute als eine Art prähistorisches Tier.«³ Die meisten Fähnriche oder *Praporschtschiki*⁴ waren ehemalige, in ihren jetzigen Rang beförderte einfache Soldaten und stammten aus kleinbürgerlichen Verhältnissen, was ihren Unmut über die Arroganz des Offiziers alter Schule eher noch verstärkte.

Informierte Kreise in Petrograd schlossen die Möglichkeit einer größeren Meuterei nicht aus. Bei einem Abendessen, zu dem die Mätresse eines Fürsten geladen hatte, diskutierten Großfürsten, hohe Offiziere und der

französische Botschafter Maurice Paléologue darüber, bei welchen Garderegimentern in der Hauptstadt mit Loyalität zu rechnen sei. Optimismus war an diesem Abend Mangelware. »Zum Abschluss tranken wir auf das Wohl des Heiligen Russland«, notierte der Botschafter in seinem Tagebuch.⁵

Am nächsten Tag hörte Paléologue bedrückt, aber nicht überrascht, mit an, wie die Zarin jeden Versuch zurückwies, ihr die existenzielle Bedrohung der Monarchie vor Augen zu führen. »Im Gegenteil«, erwiderte sie der Großfürstin Viktoria Fjodorowna, »ich weiß jetzt zu meiner großen Freude, dass ganz Russland, das wahre Russland, das Russland der einfachen Leute und der Bauern, hinter mir steht.«⁶ Dieser Glaube beruhte auf (zum Teil vielleicht gefälschten) unterwürfigen Briefen, die ihr auf Anweisung von Innenminister Alexander Protopopow täglich von der Geheimpolizei *Ochrana* übergeben wurden. Protopopow, der auf Empfehlung Rasputins ernannt worden war, galt aufgrund einer fortgeschrittenen Syphilis als psychisch labil.

Die Schwester der Zarin, die Äbtissin des Moskauer Martha-und-Maria-Klosters, wurde vom Zarenpaar sogar aufgefordert, das Haus zu verlassen, als sie »die wachsende Verärgerung der Moskauer Gesellschaft« erwähnte. Mitglieder der erweiterten Romanow-Familie waren entsetzt über diese Weigerung zu sehen, was geschah. Sie kamen zusammen, um einen gemeinsamen Brief an den Zaren und die Zarin zu verfassen.

In der russischen Silvesternacht suchte der hochgewachsene und elegante britische Botschafter Sir George Buchanan den Zaren auf. Seine kaiserliche Majestät hatte offenbar eine klare Vorstellung von dem, was Buchanan zu sagen beabsichtigte. Statt ihn in sein Arbeitszimmer zu bitten, um dort gemeinsam mit ihm zu sitzen und zu rauchen, wie er es gewöhnlich tat, empfing er ihn steif und stehend im Audienzsaal.

Sir George brachte zunächst zum Ausdruck, wie besorgt König Georg V. und die britische Regierung über die Lage in Russland seien. Dann fragte er, ob er offen sprechen dürfe. »Ich höre«, antwortete der Zar knapp.⁷ Buchanan sprach also offen, und zwar über die chaotische Kriegsführung, die zu so vielen Opfern geführt hatte. Er mahnte, ein Politiker aus der Duma sollte an der Spitze der Regierung stehen, nicht ein vom Zaren ernannter. Die einzige Überlebenschance des Regimes bestehe darin, »die Schranke, die Sie von Ihrem Volk trennt, niederzureißen und das Vertrauen der Nation wiederzugewinnen«. Der Zar wurde noch steifer. »Meinen Sie,

ich müsse das Vertrauen meines Volkes wiedergewinnen, oder mein Volk habe mein Vertrauen wiederzugewinnen?»^{8*} Buchanan warf sogar, wenn auch mit erlesener Höflichkeit, die Frage nach feindlichen Agenten und germanophilen Einflüssen im Umfeld der Zarin auf. Er sagte, es sei seine Pflicht, »Euere Majestät vor dem Abgrund zu warnen, der sich vor Ihnen auftut.«⁹ Plötzlich bemerkte er, dass die Tür zu den Privatgemächern einen Spalt offen stand. Er spürte, dass die Zarin jedes Wort mithörte.

Der Tanz unter dem Vulkan ging in diesem eisigen Petrograder Januar weiter. Paléologue sah am nächsten Abend in einem angesagten Restaurant eine bekannte geschiedene Frau an einem Nachbartisch, umgeben von nicht weniger als drei jungen Offizieren der Chevaliergarde des Zaren. Sie war inhaftiert gewesen, weil man sie verdächtigt hatte, an der Ermordung Rasputins beteiligt gewesen zu sein, und gerade entlassen worden. Von der Polizei um den Schlüssel zu ihrem Schreibtisch gebeten, hatte sie gesagt, die Beamten würden nur Liebesbriefe finden. »Jeden Abend, oder besser gesagt: jede Nacht«, schrieb der Botschafter in sein Tagebuch, »wird bis zum Morgengrauen gefeiert: Theater, Ballett, Abendessen, Zigeuner, Tango, Champagner.«¹⁰

Während sich viele der Reichen in der Hauptstadt vergnügten, als gäbe es den Krieg nicht, führte die Brotknappheit in den ärmeren Vierteln Petrograds zu Unruhen. »Es bildeten sich Schlangen«, berichtete ein Marinekadett. »Wenn eine Schlange von etwa zehn Personen anstand und der Bäcker seinen Laden nicht öffnete, flogen Ziegelsteine, und man hörte das Geräusch von splitterndem Glas. Kosakenpatrouillen, die kamen, um den Schein zu wahren, lachten nur.«¹¹

In Russland herrschte damals kein Mangel an Getreide. Das Problem war das überlastete Eisenbahnsystem, das an diesem rauen Jahresbeginn mit bitteren Frösten und starken Schneefällen zu kämpfen hatte. Etwa 57 000 Waggons konnten nicht bewegt werden, und viele Lokomotiven waren festgefroren.¹² Auch waren die Preise für Lebensmittel und Brennstoffe viel schneller gestiegen als die Löhne. Dennoch hatte das Jahr 1917

* Buchanan hatte unmittelbar nach seinem Gespräch mit dem Zaren seinem befreundeten Kollegen Paléologue davon erzählt. Es fällt auf, dass die Version, die Paléologue in seinem Tagebuch niederschrieb, viel kühler ist und damit endet, dass der Zar Buchanan entlässt: »Adieu, Monsieur l'ambassadeur« (Paléologue, S. 563). Buchanans Bericht in seinen Memoiren endet eher weniger überzeugend mit herzlichem Dank und einem sehr herzlichen, gefühlvollen Händedruck. Der Zar hat das Treffen in seinem privaten Tagebuch nicht erwähnt; Gespräche mit Botschaftern notierte er allerdings nur selten.

mit weniger Streiks begonnen als das Jahr davor. Generalmajor Konstantin Iwanowitsch Globatschow, der Leiter der *Ochrana*, erklärte, die Regierung habe Glück gehabt, dass die Arbeitskämpfe nicht koordiniert gewesen seien. »Wir waren nie mit einem Generalstreik konfrontiert«, schrieb er.¹³ Auf den brauchte er nicht mehr lange zu warten.

Globatschow musste mit dem zunehmend labilen Innenminister Alexander Protopopow auskommen, der abergläubisch war und völlig unter dem Einfluss der Zarin stand, dem es aber im Vormonat nicht gelungen war, Rasputin eindringlich genug vor dem tödlichen Hinterhalt zu warnen, der ihn im Jussupow-Palast erwartete. In Petrograd war Protopopow eine Witzfigur. Da seinem Ministerium das Gendarmeriekorps unterstellt war, hatte er sich eine Gendarmerie-Uniform schneidern lassen – allerdings mit zivilen Schulterstücken. Ein Auftritt in der Duma in dieser Tracht hatte schallendes Gelächter ausgelöst.

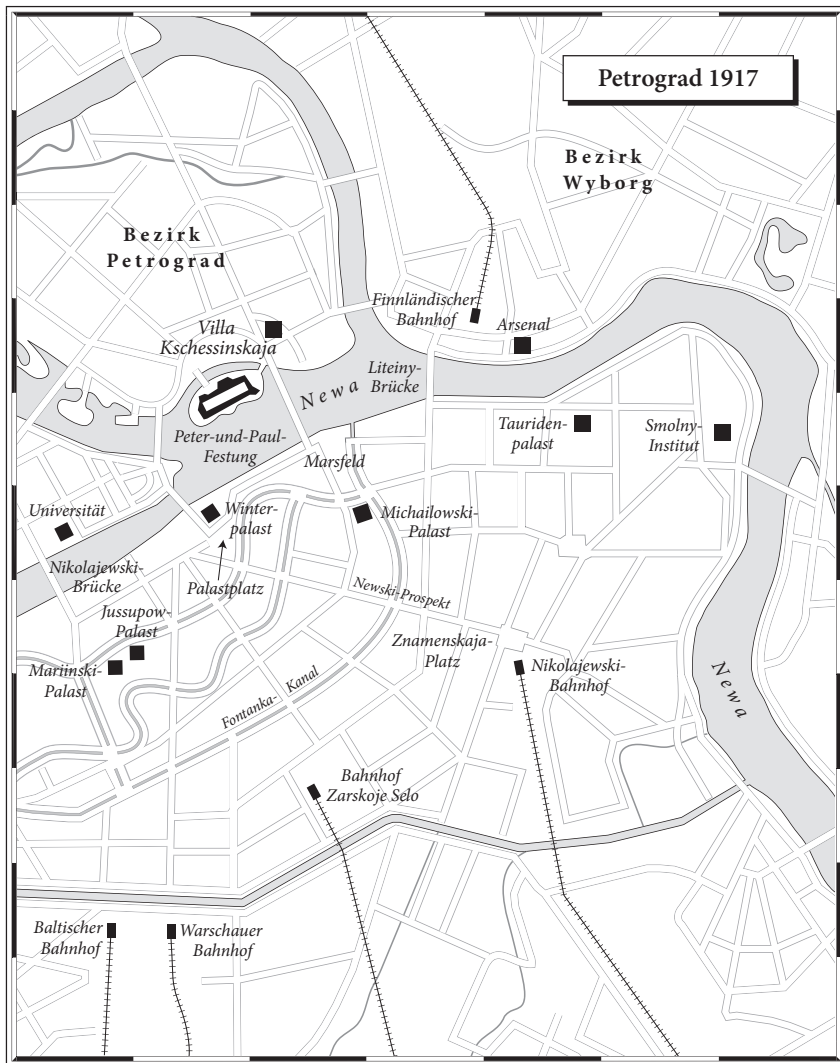
Protopopow begriff den Unterschied zwischen politischen Parteien und revolutionären Gruppierungen in der Hauptstadt nicht, mochten seine Untergebenen sich noch so viel Mühe geben, ihn ihm zu erklären. Er musste auch an den bevorstehenden Jahrestag des Blutsonntags am 9. Januar 1905 erinnert werden, ein wichtiges Ereignis im Kalender der Linken, das mit einem größeren Streik begangen werden sollte. Dieser Jahrestag erinnerte an den Tag, an dem an den Teilnehmern des friedlichen Marsches von Pater Georgi Gapon zur Überreichung einer Petition für Reformen ein Massaker durch schwere Gewehrfeuer verübt worden war.

Die *Ochrana* war sich auch der Loyalität der riesigen Petrograder Garnison, die insgesamt etwa 180 000 Mann umfasste, nicht sicher. Protopopow erklärte sich bereit, ein Treffen mit den Kommandeuren des Petrograder Militärbezirks, General Chabalow, einem Offizier, der nicht klar denken konnte, und Generalleutnant Tschebikin, der von seinen Aufgaben nur vage Vorstellungen hatte, abzuhalten. Auf Globatschows Frage, ob die Soldaten loyal seien, antwortete Tschebikin, der Chef der Reserveeinheiten: »Da bin ich sicher«,¹⁴ obwohl er offensichtlich keine Ahnung hatte.

Globatschow war sich des Mangels an erfahrenen Offizieren und Unteroffizieren durchaus bewusst. Die meisten guten Offiziere waren an der Front gefallen oder zu Krüppeln geworden. Die Reservebataillone der Garde in Petrograd litten unter dem, was der Schriftsteller Wiktor Schklowski als »Kasernentrübsinn« und »schwarze Langeweile« bezeichnet hat. Der Petrograder Soldat von 1917 »war ein unzufriedener Bauer oder ein unzufrie-

dener Kleinbürger«. Er fand sich in überfüllten Kasernen wieder, die »nur mehr gemauerte Pferche« waren und deren Erkennungszeichen »der saure Geruch der Unfreiheit« war.¹⁵

Globatschow verfasste einen Bericht über die Stimmung der Soldaten in der Petrograder Garnison. Eine Abschrift ging an die *Stawka*. General Alexejew erklärte sich bereit, einige Einheiten durch ein Gardekavalleriekorps zu ersetzen, was jedoch aufgrund einer deutschen Offensive an



der rumänischen Front nicht verwirklicht wurde. Verschlimmert wurde die Lage dadurch, dass die Temperaturen im Februar weiter, bis auf minus 20 Grad, gefallen waren. Infolge des Treibstoffmangels in Petrograd kamen Gerüchte auf, Brot solle rationiert werden. Das führte zu Panikkäufen, so dass Frauen bei hartem Frost gezwungen waren, in Schlangen anzustehen, für die dann nie genügend Brot vorhanden war. Die Treibstoffknappheit hatte auch zur Folge, dass in vielen Fabriken Arbeiter ohne Lohn entlassen wurden – so auch im riesigen Putilow-Werk, das am 21. Februar seine Tore schloss.

Nachdem er etwas mehr als zwei Monate im Alexander-Palast in Zarskoje Selo verbracht hatte, begab sich Nikolaus II. am Mittwoch, dem 22. Februar, erneut in die *Stamka* im weißrussischen Mogiljow. Im kaiserlichen Zug las er in einer französischen Übersetzung von Cäsars Gallischem Krieg. Er hatte in den letzten Wochen mehrfach Versuche Michail Rodsjankos, des Präsidenten der Staatsduma, zurückgewiesen, ihn zur Ernennung von Ministern des Progressiven Blocks zu bewegen, um einen Aufstand abzuwenden. Der absonderliche Protopopow hatte ihm einmal mehr versichert, die Hauptstadt sei in sicheren Händen.

Der nächste Tag, der 23. Februar, war der Internationale Frauentag.¹⁶ Er markierte den Beginn des revolutionären Prozesses. Ein plötzlicher Wetterumschwung hatte Sonnenschein gebracht, so dass die Straßen Petrograds nach Wochen bitterer Kälte und bewölkter Himmel noch stärker bevölkert waren als sonst. An der organisierten Demonstration beteiligten sich verschiedene Frauengruppen. Einige protestierten gegen die Lebensmittelknappheit und skandierten »Brot! Brot! Brot!«, aber auch die russische Liga für die Gleichberechtigung der Frauen verschaffte sich Gehör; sie versammelte sich auf dem Znamenskaja-Platz. Die Russinnen kämpften schon neun Jahre für das Frauenwahlrecht, doch nur vier Wochen später, nach einer Großdemonstration von fast vierzigtausend Frauen, sollte es ihnen von der kommenden provisorischen Regierung zugestanden werden. Sie bekamen es damit eher als die Frauen in Großbritannien und den Vereinigten Staaten und sogar siebenundzwanzig Jahre früher als die Frauen in Frankreich.*

Die beiden längsten Demonstrationenzüge am 23. Februar zogen aus

* In Deutschland trat das allgemeine aktive und passive Wahlrecht für Frauen am 30. November 1918 in Kraft. (Anm. d. Übers.)

unterschiedlichen Richtungen zum Newski-Prospekt. Abgesehen davon, dass es zu kleineren Tumulten kam und dass Straßenbahnfenster eingeschlagen wurden, schienen die berittenen Kosaken und die verhassten Polizisten in ihren schwarzen Uniformen die Lage unter Kontrolle zu haben. Globatschows *Ochrana* stellte jedoch eine veränderte Haltung der Kosaken fest. Diese schienen Konfrontationen jetzt aus dem Weg zu gehen, was untypisch für sie war. Einige Soldaten stellten eine Gruppe von Kosaken, die in ihrer Kaserne verköstigt wurden, zur Rede: »Werdet ihr Arbeiter und jene Soldaten, die sich den Massen anschließen, wieder auspeitschen und erschießen wie 1905?« Die Antwort überraschte sie: »Nein! 1905 wird sich niemals wiederholen! Wir werden nicht gegen die Arbeiter vorgehen. Wofür denn? Für diese Linsensuppe und den verfaulten Hering?«, fragten sie und deuteten angewidert auf ihre Schüsseln.¹⁷

Am Freitag, dem 24. Februar, war die Stimmung anders. Mehr als hundertfünfzigtausend Arbeiterinnen und Arbeiter – manche sprechen von fast zweihunderttausend – traten in Streik, und die Läden wurden mit Brettern vernagelt. Zehntausend Demonstranten aus dem Bezirk Wyborg versammelten sich am Nordufer der Newa, aber die Behörden hatten die Brücken gesperrt. Da der Fluss zugefroren war, gingen viele auf dem Eis hinüber, um die Kosaken- und Polizeiposten zu umgehen. Die Wagemutigsten nahmen es mit den Polizeiketten auf. Einige krabbelten oder gingen geduckt unter den Bäu-chen der kleinen Kosakenponys hindurch; sie hatten gesehen, dass die Kosaken ihre tödlichen Nagaika-Peitschen aus Bullenhaut nicht dabei hatten.

Sergei Prokofjew, der Komponist, schrieb in sein Tagebuch: »Auf der Anitschkow-Brücke befand sich eine Ansammlung von Menschen, meist Arbeitern, die kurze Jacken und hohe Stiefel trugen. Kavalkaden von Kosaken zogen vorbei; jede Gruppe bestand aus etwa zehn mit Lanzen bewaffneten Kosaken. [...] Ich überquerte die Anitschkow-Brücke und ging in Richtung Liteiny-Prospekt. Hier war das Zentrum der Kundgebung. Hier waren Massen von Arbeitern versammelt – die Straße war völlig verstopft von dieser Menschenmenge. [...] Die Kosaken drängten die Menge mit ihren Pferden sanft zurück. Manchmal ritten sie auf den Bürgersteig und verjagten die Schaulustigen, wenn es zu viele geworden waren. [...] Eine Frau mit einem dummen Gesicht, die überhaupt nicht begriff, wofür es hier ging, forderte die Leute auf: ›Verprügelt die Juden!‹ Währenddessen versuchte ein Arbeiter sehr intelligent die Ziele seiner Bewegung zu erklären, verschwendete seine Beredsamkeit aber offenkundig.«¹⁸

Am nächsten Tag waren die Menschenmassen, ermutigt durch die abwartende Reaktion der Ordnungskräfte, noch größer – und aggressiver. An einigen Orten wurden Bäckereien gestürmt und geplündert. Die radikaleren Arbeiter trugen rote Spruchbänder mit Slogans, die »die Deutschen«¹⁹ attackierten. Arbeiter und Studenten sangen die Marseillaise in einer Version, die düsterer war als das französische Original mit seiner lyrischen Gewalt. Sie skandierten auch »Nieder mit dem Zaren!« und »Nieder mit dem Krieg!« und bewarfen die Polizei mit Eisbrocken.

Graf Louis de Robien, einer der jungen Diplomaten von Paléologue, beobachtete, wie eine Menschenmenge den zugefrorenen Fluss vom Petrograder Stadtteil Wyborg aus überquerte, und erblickte dann eine Abteilung Kosaken, die am Ufer entlangaloppierte, um ihnen den Weg zu versperren. »Mit ihren kleinen Pferden und den in Netzen am Sattel befestigten Heubündeln sehen sie sehr malerisch aus«, schrieb Robien später in sein Tagebuch, »sie sind mit Lanzen und Karabinern bewaffnet.«²⁰

Robien fand das Spektakel offenkundig ziemlich aufregend, ja sogar romantisch. Von den zaristischen Polizisten schrieb er, dass sie »auf ihren prachtvollen Pferden und in ihren ganz einfachen schwarzen Umhängen mit roten Tressen, Astrachanmützen mit schwarzen Federbüschen auf dem Kopf, sehr elegant aussehen«.²¹ Die als »Pharaonen« bezeichneten Polizisten waren jedoch noch verhasster als die Kosaken, nicht zuletzt deshalb, weil sie vom Dienst an der Front befreit waren. Wenig später sah Robien vor der Kasaner Kathedrale Infanterie in Reih und Glied und eine Menschenmenge, die mit roten Fahnen und Spruchbändern näher kam. Als sich eine berittene Abteilung formierte, wahrscheinlich vom 9. Kavallerieregiment, drängte die Polizei die Schaulustigen zurück. »Die Kavalleristen«, schrieb Robien, »gehen mit Bravour zum Angriff über, stürmen über den Kasan-Platz und galoppieren mit gezogenem Säbel zum Newski-Prospekt auf die Demonstranten zu.«²² Robien wusste nicht, dass es in der Garnison gerade zur ersten Meuterei gekommen war. Soldaten des Pawlowski-Garderegiments hatten ihrem Kommandeur den Gehorsam verweigert, hatten ihn angegriffen und tödlich verwundet.²³ Die Anstifter wurden später verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt.

Obwohl Berichte über die Plünderung von Bäckereien eintrafen, war die Zarin nicht besorgt und erklärte, »dass ›die Armee treu sei und dass man sich auf sie verlassen könne«.²⁴ Niemand informierte sie vom Sinneswandel der angeblich loyalen Kosakenstaffeln. Wladimir Sensinow, ein An-

walt der Sozialrevolutionäre, berichtete: »Die Kosaken ritten mit erhobenen Gewehren durch die Menge und riefen, sie würden nicht auf das Volk schießen; sie stünden auf der Seite des Volkes. Und die Menge grüßte sie, indem sie rief: ›Urrra! Lang leben die Kosaken!«²⁵

An diesem Nachmittag gab es auch die ersten zivilen Todesopfer – eine Abteilung des 9. Kavallerieregiments hatte auf dem Newski-Prospekt in Panik das Feuer eröffnet. Ich »erblickte meinen ersten Toten«, berichtete der spätere Schriftsteller Wladimir Nabokow. »Er wurde auf einer Bahre weggetragen, und trotz aller Knuffe und Schubser der Bahrenträger versuchte ein schlecht beschuhter Genosse den Stiefel von einem herabbaumelnden Bein zu zerren – all dies im eiligen Laufschrift.«²⁶ Zu einem Zusammenprall kam es auch, als eine große Menschenmenge den Znamenskaja-Platz mit dem riesigen, als »Nilpferd« verspotteten Reiterstandbild Alexanders III. erreichte. Sie stieß dort auf eine Kompanie des Wolynski-Garderegiments. Als die Dunkelheit hereinbrach, soll ein Kosake einen Polizisten getötet haben, der einen Demonstranten angegriffen hatte. Einige Augenzeugen berichteten, er habe ihn mit seinem Säbel niedergestreckt, andere, er habe ihn erschossen. Die Nachricht von diesem bedeutsamen Ereignis verbreitete sich rasch.

Dennoch glaubten viele – sogar einige Bolschewiki –, Zeugen eines Protests wegen Nahrungsmittelknappheit zu werden, der in sich zusammensinken würde, wenn genügend Brot verteilt worden war. Protopopow und General Chabalow erwähnten in ihren Berichten an den Zaren in Mogiljow zwar das Ausmaß der Unruhen, behaupteten aber, die Situation sei unter Kontrolle. Der Zar wies Chabalow an, sofort die Ordnung wiederherzustellen (er hat dies in seinem Tagebuch allerdings nicht erwähnt). Chabalow war mehr als besorgt. Das Feuer auf große Menschenmengen zu eröffnen, kam einer Kriegserklärung an die Zivilbevölkerung gleich. Ein Abflauen der Proteste war danach nicht mehr zu erwarten. Dem Zaren war offenbar nicht in den Sinn gekommen, dass sein Befehl seine Soldaten zwingen würde, sich für eine Seite zu entscheiden. Protopopow suchte in einer Séance den Rat des toten Rasputin. In dieser Nacht verloren die Behörden den Bezirk Wyborg. Polizeistationen wurden belagert und in Brand gesteckt.

Am Sonntag, dem 26. Februar, einem weiteren kalten, klaren Tag, strömten morgens erneut Massen von Arbeitern über das Eis der Newa. Sie rissen die von General Chabalow unterzeichneten Plakate herunter, auf

denen verkündet wurde, dass Demonstrationen verboten seien, die Soldaten die Erlaubnis hätten, das Feuer zu eröffnen, und es bald Brot geben würde. Viele Angehörige der Oberschicht in Petrograd glaubten, der massive Einsatz von Infanterie und Kavallerie an diesem Tag werde die Unruhen beenden. Doch Globatschow warnte General Chabalow: Die Proteste seien im Begriff, auf eine politische Ebene überzugehen. Die Arbeiter hätten vor, am Montag in ihre Fabriken zurückzukehren, um Wahlen für einen Sowjet (Rat) der Arbeiterdeputierten abzuhalten.

Obwohl die Sicherheitskräfte an diesem Sonntagmorgen mehr oder weniger die Stellung hielten, drangen die Demonstranten in großer Zahl ins Zentrum Petrograds vor. Zwar befolgte die große Mehrheit der Soldaten den Befehl, in die Menge zu feuern, nicht, doch auf dem Newski-Prospekt wurde geschossen. Die ersten Schüsse kamen von Polizisten, die sich verteidigen wollten, aber mindestens eine Unteroffiziersausbildungskompanie – die der Pawlowski-Garde – war bereit, das Feuer zu eröffnen, als sie vom Moika-Kanal her bedrängt wurde. Später schoss eine Kompanie der Wolynski-Garde unter der Führung eines betrunkenen Offiziers auf dem Znamenskaja-Platz fast vierzig Zivilisten nieder (in einigen Berichten wurde allerdings behauptet, sie hätten in die Luft geschossen). Auch kam es zu einem beide Seiten verwirrenden Zusammenstoß, als eine große Gruppe der Pawlowski-Garde, die aus ihrer Kaserne gestürmt war, um den Demonstranten zu helfen, auf eine Kompanie des Preobraschenski-Leibgarderegiments* stieß.

An diesem Abend erhielt der Zar – er spielte gerade Domino in Mogiljow – von Rodsjanko, dem Präsidenten der Staatsduma, eine weitere Aufforderung, die Regierung umzubilden, um eine Katastrophe zu verhindern. Er antwortete nicht, sondern beschloss, eine Verschiebung des Zusammentretens der Duma anzuordnen, weil dies liberal-konservative Kräfte wie Rodsjanko zum Schweigen bringen würde. Die Botschaft sollte Fürst Nikolai Golizyn, der alte, gebrechliche Ministerpräsident des Zaren, überbringen. Rodsjanko war zwar Adliger und ehemaliger Offizier der Gardekavallerie, hatte aber den Hass der Zarin und das Misstrauen des Zaren auf sich gezogen, weil er entschiedener Gegner Rasputins gewesen war. Seine Frau,

* Seit Peter dem Großen die Leibgarde der russischen Kaiser, benannt nach dem Dorf Preobraschenskoje bei Moskau. (Anm. d. Übers.)

eine Golizyn, hatte Fürst Jussupow sogar schriftlich zu dem Mord gratuliert, und Protopopow hatte ihren abgefangenen Brief der Zarin gezeigt.²⁷

In Petrograd rief Protopopow nach dem Abendessen Globatschow zu sich – nicht um mit ihm die katastrophale Lage zu besprechen, sondern um sich vor ihm mit seiner Audienz bei der Zarin zu brüsten. Noch am selben Sonntagabend strömten die Gäste in Abendgarderobe zum Palast der Fürstin Radziwill an der Fontanka, obwohl das Militär alles abgesperrt hatte. »Zunächst verlief der Abend ziemlich düster«, so Robien.²⁸ Die Menschen mussten sich überwinden, um zum Spiel eines Orchesters zu tanzen, dem viele Musiker fehlten. Und die Heimfahrt war »beklemmend«: »Alle Straßen waren voll von Militär; mehrmals wurden wir von Soldaten angehalten, die um riesige Feuer herum Wache schoben. Es waren so viele, dass man das Empfinden hatte, ein Heerlager zu durchqueren.«²⁹ Eine Sotnja von Kosaken zog auf ihren zotteligen Ponys an ihnen vorbei. »Der Schnee dämpfte den Hufschlag der Pferde, und wir hörten nur das Klirren der Waffen.«³⁰

Die Hoffnung, am Montagmorgen würden wieder Ruhe und Ordnung einkehren, währte nicht lange. Einem berühmt gewordenen Bericht zufolge hatte Unteroffizier Kirpitschnikow von der Wolynski-Garde seine Kameraden in der Nacht davon überzeugt, dass das Regiment den Befehl, gegen die Arbeiter vorzugehen, nicht befolgen dürfe.* Als die Offiziere kamen und die Soldaten auf dem schneebedeckten Exerzierplatz der Tawritscheski-Kaserne zum Dienst angetreten vorfanden, gab er ein Zeichen, worauf die Reihen riefen: »Wir werden nicht schießen.« Als die Offiziere ihnen drohten, begannen die Männer ihre Gewehrkolben rhythmisch auf den Boden zu schlagen. Die Offiziere erkannten, dass sie es mit einer Meuterei zu tun hatten, machten kehrt und rannten davon. Ein einziger Schuss fiel – er tötete ihren Kommandeur.³¹

In der kommunistischen Legendenbildung war dies der Vorfall, der die Petrograder Garnison für die Revolution gewann. Die Entschlossenheit der Soldaten, den Arbeitern beizustehen, war jedoch nicht ihr einziges Motiv. Keiner von ihnen wollte nämlich an die Front geschickt werden, und sie wussten, dass für eine Reihe von Reservebataillonen in Petrograd ein entsprechender Befehl geplant war.

* Die Wolynski-Garde hatte im 19. Jahrhundert vor allem der Unterdrückung von Aufständen in Polen gedient.

Seit dem frühen Morgen waren Schüsse zu hören, erst vereinzelte, dann einige Salven – vielleicht aus Freude in die Luft gefeuert, als die Soldaten feststellten, dass ihre Offiziere die Nerven verloren hatten. Rodsjanko schickte ein weiteres Telegramm an »Sa Majesté Impériale le Souverain-Empereur« nach Mogiljow. Darin hieß es: »Die Lage verschlechtert sich. Es müssen unverzüglich Maßnahmen ergriffen werden, denn morgen wird es zu spät sein. Die Stunde, in der sich das Schicksal des Landes und der Dynastie entscheidet, ist gekommen.«³² Nachdem der Zar die Nachricht gelesen hatte, bemerkte er lediglich: »Dieser dicke Rodsjanko hat mir schon wieder einen solchen Unsinn telegraphiert, dass ich ihm darauf nicht einmal eine Antwort geben werde.«³³

Die Demonstranten hatten sich an diesem Morgen auf den Weg zur Staatsduma im Tawritscheski- beziehungsweise Tauridenpalast gemacht, der unmittelbar neben der von der Wolynski-Garde gesicherten Kaserne lag. Derweil hatten sich die Rebellen zu den Linien der Preobraschenski-Garde im selben riesigen Komplex begeben und die Kameraden aufgefordert, sich ihnen anzuschließen. Beide Regimenter hatten daraufhin begonnen, den Arbeitern Waffen aus ihren Arsenalen auszuhändigen. Das war der Augenblick, in dem die Menschen begriffen, dass aus einer Revolte eine Revolution geworden war.

Sergei Prokofjew war bei der Kostümprobe einer Schulaufführung von Tschaikowskis Oper *Eugen Onegin* im Konservatorium gewesen und hatte beim Verlassen des Hauses festgestellt, »dass beim Arsenal am Liteiny-Prospekt eine regelrechte Schlacht mit einer furchtbaren Schießerei stattfand, da einige Soldaten bereits die Seiten gewechselt hatten«. »Als vom Liteiny her heftiges Gewehrfeuer zu hören war, blieb ich auf der Brücke über die Fontanka stehen. Neben mir stand ein Arbeiter. Ich fragte ihn, ob ich über die Fontanka gehen könne, und er antwortete mir ermutigend: ›Ja, gehen Sie. Diesen Bereich haben unsere Männer unter Kontrolle gebracht.«

›Unsere Männer? Was meinen Sie damit?‹, fragte ich ihn.

›Mit Gewehren bewaffnete Arbeiter und Soldaten, die zu uns übergelaufen sind‹, antwortete er. Das war mir neu.«³⁴

Einige Gruppen hatten sich schon auf den Weg gemacht, um Häftlinge aus der Peter-und-Paul-Festung, dem Litowski- und anderen zaristischen Gefängnissen zu befreien. Andere waren losgezogen, um Ministerien zu plündern und Akten zu vernichten. Das Petrograder Bezirksgericht, Poli-

zeireviere und die Dienststelle der Kriminalpolizei wurden in Brand gesteckt. Armeekommandos, die diese Örtlichkeiten eigentlich bewachen sollten, schlossen sich den Aufständischen einfach an. Etwa dreitausend Personen plünderten die Brennerei am Alexandrowski-Park und begannen, das Gebrannte zu konsumieren.

Eine halbe Kompanie des 3. Gardeschützenregiments unter dem Kommando eines Leutnants sollte das Hauptquartier der *Ochrana* verteidigen. Globatschow fragte den Leutnant, ob er glaube, dass man seinen Männern trauen könne. Der Leutnant schüttelte den Kopf, weshalb Globatschow ihn bat, seine Männer in die Kaserne zurückzubringen. Es machte kaum einen Unterschied. Noch vor Einbruch der Dunkelheit stand das Gebäude in Flammen. Nachdem der Schriftsteller Maxim Gorki zusammen mit dem Menschewiken Nikolai Suchanow die ausgebrannten Ruinen besichtigt hatte, prophezeite er, die Revolution werde zu »asiatischer Grausamkeit« führen.³⁵ Im Unterschied zu den slawophilen Liberalen und Lenin hatte Gorki unter den Armen gelebt und machte sich daher keine Illusionen, dass das russische Volk die »Inkarnation spiritueller Schönheit und Güte« sei.³⁶ Gorki, »ein hochgewachsener, leicht gebeugter, sehr kräftig wirkender Mann mit Igelhaarschnitt und blauen Augen«, wie Wiktor Schklowski schrieb,³⁷ war eindrucksvoll – physisch ebenso wie intellektuell.

*

Der jüngere Bruder des Zaren, Großfürst Michail, drängte »Nicki« auf Anraten von Fürst Golizyn und Rodsjanko, das gesamte Kabinett durch eines zu ersetzen, das der Duma verantwortlich wäre und an dessen Spitze der bekannte liberale Fürst Lwow stehen sollte. Mogiljow erreichten weitere Botschaften aus Petrograd, sogar eine von der Zarin, die – zu spät – Zugeständnisse empfahl. Der Zar war schockiert, dass seine Garderegimenter in die Unruhen verwickelt waren, zumal Protopopow ihm gesagt hatte, sie seien alle loyal. Er schrieb in sein Tagebuch: »Zu meinem großen Bedauern haben sich sogar die Soldaten beteiligt.«³⁸ Dennoch glaubte er weiterhin, der Aufstand könne niedergeschlagen werden. Er weigerte sich zu erkennen, dass er es mit einer wirklichen Revolution zu tun hatte.

Globatschow zufolge war es ein großer Fehler von General Chabalow, statt der Polizei und der Gendarmerie die Reserve-Infanteriebataillone in Petrograd einzusetzen. Zwar wurden an diesem Montag elf Demonstranten niedergeschossen, aber meistens kam es zu Verbrüderungen. Die Ab-

sperrungen der Infanterie ermutigten die Demonstranten, auf die Soldaten zuzugehen und mit ihnen zu sprechen. »Kavalleriepatrouillen erlaubten es den Arbeitern, die Pferde zu streicheln und zu füttern.«³⁹ Auf dem Znamenskaja-Platz hielt die Kosaken-Sotnja eine Einheit der berittenen Polizei auf, als diese die Menge zerstreuen wollte.

General Chabalow »begriff schließlich, dass er sich auf die Bajonette, von denen er angenommen hatte, sie würden ihm gehören, nicht verlassen konnte«, schrieb Globatschow. (Das »begriff schließlich« war eine beträchtliche Untertreibung, da Chabalow den Kopf verloren hatte und hysterisch wirkte.) »Jede entsandte Einheit schloss sich den Rebellen an«, so Globatschow weiter. »Am Abend verfügte er [Chabalow] nur noch über die Soldaten seines Hauptquartiers. Und der Aufstand griff weiter um sich. Die Plünderung von Geschäften und Privatwohnungen hatte begonnen. Auf der Straße wurden Offiziere ergriffen und entwaffnet, Polizisten geschlagen und ermordet, Angehörige der Gendarmerie verhaftet oder getötet. Kurz, um 17 Uhr war klar, dass es keine Obrigkeit mehr gab.«⁴⁰

Am späten Abend desselben Tages befahl der Zar, den kaiserlichen Zug bereitzustellen. Die neuesten Nachrichten von General Chabalow aus Petrograd bewiesen, dass Rodsjanko mit seinen Warnungen nicht übertrieben hatte. In diesem Moment der Krise wollte der Zar bei der Zarin und, vor allem, bei seinen an Masern erkrankten Kindern in Zarskoje Selo sein. Er befahl General N. I. Iwanow während des Abendessens, sich nach Petrograd zu begeben, um Chabalow abzulösen und das Kriegsrecht zu verhängen.

Iwanow sollte in einem anderen Zug ein Bataillon von Soldaten mitnehmen, die alle mit dem Sankt-Georgs-Kreuz für Tapferkeit ausgezeichnet worden waren. Von der Front sollten je vier Infanterie- und Kavallerieregimenter folgen, mit der Aufgabe, »den Aufstand der Einheiten in der Petrograder Garnison niederzuschlagen«.⁴¹ General Lukomski, der Generalquartiermeister, warnte den Zaren, dass es für ihn und sein Gefolge äußerst gefährlich sei, sich in die Hauptstadt zu begeben, wenn diese sich in offener Rebellion befinde, doch der Herrscher blieb bei seinem Entschluss. Es kam ihm nicht in den Sinn, dass die Eisenbahner einfach beschließen könnten, seinen Zug zu blockieren, so dass er gestrandet und von den Ereignissen völlig abgeschnitten wäre.

Der Sturz des Doppeladlers *Februar/März 1917*

Der 28. Februar, ein Dienstag, war ein weiterer strahlender Tag. »Die Straßen waren voll von Menschen«, schrieb Prokofjew. »Da weder Straßenbahnen noch Taxis fuhren, füllten die Menschen die Straßen von der einen Seite bis zur anderen. Unmengen von roten Schleifen waren zu sehen.«¹ Sowohl in Petrograd als auch in Moskau verkauften die Straßenhändler rote Kattunschleifen für fünf Kopeken das Stück und machten damit schnelle Geschäfte. »Sie [die Schleifen] waren nach wenigen Minuten ausverkauft«, schrieb ein künftiger Rotgardist in Moskau. »Leute, die nach Reichtum aussehen, haben Schleifen, die fast so groß sind wie Servietten. Aber man sagt ihnen: ›Seid nicht gierig, jetzt herrschen Gleichheit und Brüderlichkeit!‹«²

An der Fontanka sah Prokofjew »ein großes Freudenfeuer, dessen Flammen bis zum ersten Stock eines Gebäudes emporschlügen«. »Fensterahmen wurden zerbrochen und ins Feuer geworfen. Sie landeten mit ohrenbetäubendem Krach, und ihnen folgten alle möglichen Haushaltsgegenstände und Möbel. [...] Ein grünes Sofa, Tischtücher und ganze Schränke voller Papiere wurden herausgeschleudert. Die Wohnungen der Chefs der Bezirkspolizei wurden geplündert. [...] Einen besonders starken Eindruck machten auf mich die Schränke, wie sie langsam über die Fensterbank rutschten, dann hinabstürzten und schwer auf dem Bürgersteig, direkt im Feuer, aufschlugen. Die Menge lärmte schadenfroh. Rufe wurden laut: ›Blutsauger! Unser Blut!‹«³

Ein Versuch, aus verschiedenen, bei der Admiralität und am Winterpalast stationierten Einheiten eine loyale Truppe zusammenzustellen, scheiterte kläglich. Chabalow konnte nur eingestehen, dass er vollkommen außerstande war, die Ordnung wiederherzustellen. Auf einem Fragebogen der *Stawka* gab er an, vielleicht auf vier Kompanien der Garde-Infanterie,

fünf Schwadronen der Kavallerie und zwei Batterien der Artillerie seiner hundertachtzigtausend Mann umfassenden Petrograder Garnison zählen zu können.⁴ Das bedeutete nicht, dass sich alle anderen Einheiten auf die Seite der Revolution geschlagen hatten. Vielleicht hatte sich die Mehrheit der Soldaten nur geweigert, den Befehlen ihrer Offiziere zu gehorchen, hatte auf aktive Rebellion aber verzichtet. Sie hatten sich lediglich an den Plünderungen und anschließenden Saufereien beteiligt.

Den Mythos von der »unblutigen Revolution« widerlegte die Zahl der Opfer, die sich allein in der Hauptstadt auf insgesamt fast tausendfünfhundert Tote und sechstausend Verwundete belief. Die Kämpfe endeten mit der Erstürmung des Hotels Astoria, in das sich viele Offiziere und Generäle geflüchtet hatten; diese fielen jedoch, nachdem Scharfschützen der Polizei auf dem Dach die Menge provoziert hatten, einem Massaker zum Opfer.

Der kaiserliche Zug hatte Mogiljow in den frühen Morgenstunden des 28. Februar verlassen. Er nahm jedoch nicht den direkten Weg nach Zarskoje Selo, um den Zug von General Iwanow nicht aufzuhalten. Das führte dazu, dass der Zug des Zaren, als die Bahnarbeiter in der folgenden Nacht die Strecke blockierten, nach Pskow ausweichen musste, wo das Hauptquartier der Nordfront unter dem Kommando von General Nikolai Russki über einen Hughes-Apparat verfügte, mit dem nach Mogiljow telegraphiert werden konnte.

Der Zar war der Verzweiflung nahe, als er hörte, dass die Rebellen Gattschina und Luga westlich von Zarskoje Selo eingenommen hatten. »Was für eine Schmach!«, schrieb er am 1. März in sein Tagebuch. »Es ist nicht möglich, nach Zarskoje zu kommen, aber mein Herz und meine Gedanken sind dort die ganze Zeit. Wie schmerzlich muss es für meine arme Alix sein, bei all diesen Ereignissen allein zu sein! Möge Gott uns zu Hilfe kommen!«⁵ Von General Russki, der wenig Respekt vor der kaiserlichen Familie und ihren Anhängern hatte, erhielt er keinen Trost. Russki belehrte den Zaren über die Notwendigkeit, den Vorrang der Duma zu akzeptieren und anschließend abzdanken.

Der an Fürst Golizyn ergangene Befehl des Zaren, für eine Verschiebung des Zusammentretens der Duma zu sorgen, hatte am 27. Februar das Gegenteil bewirkt. Ein nervöser Rodsjanko, der kein Machtvakuum wollte, in dem die Linksradikalen seinen Progressiven Block austricksen könnten,

hatte gemeint, sich der Anordnung widersetzen und die Führung übernehmen zu müssen. Nachdem Massen von Arbeitern, Intellektuellen und Soldaten, die in einer aus Optimismus und dem Gefühl der Bedrohung gemischten Stimmung, begierig nach Neuigkeiten und Orientierung, den riesigen Tauridenpalast überrannt hatten, hatte er die Parteien zu einer Sitzung einberufen, in der ein »Provisorisches Komitee der Duma-Abgeordneten zur Wiederherstellung der Ordnung« gewählt worden war. Dem zwölköpfigen Komitee gehörten zehn Mitglieder von Rodsjankos Progressivem Block sowie zwei Sozialisten an: Alexander Kerenski und der georgische Menschewik Nikolos Tschcheidse.

Rodsjanko und andere liberal-konservative Politiker fühlten sich von der Woge der revolutionären Dynamik in der Bevölkerung überwältigt und zweifelten daher an ihrer Legitimität. Sie hatten kein Vertrauen in die Autorität, die sie sich selbst zugeschant hatten, machten sich und die führenden Generäle der Armee aber glauben, nur sie könnten angesichts des Starrsinns des Zaren das totale Chaos verhindern.

Während der Zar Pskow weiterhin nicht verlassen konnte, wurde das Provisorische Komitee schon früh von einigen Militärs, die es als »Provisorische Regierung« bezeichneten, anerkannt. Gruppen von Soldaten marschierten zum Tauridenpalast, um ihre Loyalität zu bekunden, und Rodsjanko, der sich mit gut gewählten, dröhnenden Worten der Situation gewachsen zeigte, wurde mit Jubel und einer weiteren aus vollem Hals geschmetterten Darbietung der Marseillaise begrüßt. Er und seine Kollegen fühlten sich verpflichtet, weiterhin ihre Rolle zu spielen, zumal sich der erstmals während der Revolution von 1905 ins Leben gerufene Petrograder Sowjet der Arbeiter- und Soldatendeputierten neu gegründet hatte, nachdem die Arbeiterführer zwei Tage zuvor von aufständischen Soldaten aus der Peter-und-Paul-Festung befreit worden waren. In dieser Nacht wurde im Tauridenpalast auch das Exekutivkomitee des Sowjets, das *Ispolnitel'nyi komitet*, das zumeist mit dem Akronym Ispolkom bezeichnet wurde, gebildet. Das zaristische Symbol des Doppeladlers wurde durch eine duale Regierungsform ersetzt. »Ja«, bemerkte der erkonservative Wassili Schulgin bitter, »wir haben uns etwas Doppelköpfiges ausgedacht, aber ein Adler ist es sicher nicht.«⁶

In den frühen Morgenstunden des 2. März nahm General Russki in Pskow im Namen des Zaren telegrafisch Verhandlungen mit Rodsjanko

auf. Sie dauerten vier Stunden. Rodsjanko erinnerte Russki an die vielen Male, die er den Zaren in den letzten zweieinhalb Jahren vor den für den Thron bestehenden Gefahren gewarnt hatte. »Der Hass auf die Dynastie hat extreme Ausmaße erreicht«, sagte er. Die einzige Chance, das Land vor einem Bürgerkrieg zu bewahren, sei »die Abdankung [des Zaren] zugunsten seines Sohnes unter der Regentschaft von Michail Alexandrowitsch«, dem jüngeren Bruder des Zaren, einer etwas attraktiveren Figur, die an die Möglichkeit einer konstitutionellen Monarchie glaube. Rodsjanko warnte auch, die Entsendung von General Iwanow mit seinen Soldaten würde »nur Öl ins Feuer gießen«. ⁷ Glücklicherweise erreichte Iwanow Petrograd nie.

Um Russki bei seinem Bemühen zu helfen, den Zaren zu überzeugen, machte General Lukomski, der Generaladjutant in Mogiljow, den Versuch, General Alexejew dazu zu bewegen, die Meinung aller anderen Oberbefehlshaber der Armeen sowie die der Befehlshaber der Ostsee- und der Schwarzmeerflotte einzuholen. Alexejew stimmte zu. Er war natürlich besorgt, dass die Meuterei in Petrograd auf die Front übergreifen und dies vom Feind ausgenutzt werden würde. Die Generäle Ewert, Brusilow und Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, der Onkel des Zaren, antworteten alle in ähnlicher Weise, indem sie ihre Loyalität und Ergebenheit gegenüber dem Zaren und seiner Familie zum Ausdruck brachten, ihn jedoch baten, sofort, wie von Rodsjanko vorgeschlagen, zugunsten des Zarewitschs abzudanken. General Sacharow, der Oberbefehlshaber der rumänischen Front in Jassy, drückte sich zunächst um eine Antwort, indem er den Hughes-Apparat seiner Einheit abschalten ließ. Lukomski war erbost, als das entdeckt wurde. Gezwungen zu antworten, bestand Sacharow darauf, zuerst die Antworten der anderen Oberbefehlshaber zu hören.

Sacharow bezeichnete Rodsjankos Verhalten als »kriminell und aufrührerisch« und die Forderung abzudanken als »abscheulich«. »Ich bin sicher, dass nicht das russische Volk, das den Zaren nie angerührt hätte, sich diese Bestrafung ausgedacht hat, sondern eine kleine Gruppe von Kriminellen, die sich Staatsduma nennt und die auf perfide Weise einen günstigen Moment genutzt hat, um ihre verbrecherischen Ziele zu erreichen.« Aber dann fügte er hinzu: »Als treuer Untertan Seiner Majestät bin ich verpflichtet, unter Tränen zu sagen, dass die Entscheidung, die erwähnten Gegebenheiten zu akzeptieren, vielleicht die für das Land am wenigsten

schmerzhaft sein könnte.« Es kann natürlich sein, dass Sacharow getrunken hatte.^{8*}

General Russki jedoch konnte endlich zum Zaren in seinem blau-goldenen kaiserlichen Zug zurückkehren, um ihm die Antworten mitzuteilen. Nach einigen Minuten des Nachdenkens stimmte der Zar, für den die Meinung seiner Generäle weit mehr Gewicht hatte als die der verachteten Politiker, der Abdankung zu. Die *Stawka* in Mogiljow wurde informiert und gebeten, einen Entwurf für die Bekanntgabe der Abdankung zu übermitteln.

Als das Hauptquartier in Pskow einige Stunden später die Übermittlung des Bulletins ankündigte, in dem die Abdankung des Zaren verkündet werden sollte, drängten sich die Staboffiziere in Mogiljow um den Hughes-Apparat. Oberst Tichobrasow schrieb den Text Wort für Wort nieder, stutzte aber plötzlich ob einer Abweichung vom Entwurf: »Da wir uns von unserem geliebten Sohn nicht trennen wollen«, hieß es nun, »übertragen wir die Nachfolge auf unseren Bruder, den Großfürsten Michail Alexandrowitsch.«⁹

Tichobrasow verlangte sofort eine Bestätigung. Zar Paul I. hatte 1797 ein Erbrecht eingeführt, das dem Herrscher keinen solchen Spielraum ließ, aber Pskow bestätigte die Richtigkeit des Satzes. Als Tichobrasow sie erneut infrage stellen wollte, sagte Großfürst Sergei Michailowitsch, der unmittelbar hinter ihm stand, leise, sie sollten genau das übermitteln, was ihnen diktiert worden sei. Es überraschte ihn nicht, dass sein Cousin die Trennung von dem an Hämophilie leidenden Alexei nicht würde ertragen können.

Der Zar übergab das geänderte Bulletin am Abend zwei Mitgliedern des Provisorischen Komitees der Duma, Alexander Gutschkow und Wasili Schulgin, die eigens aus Petrograd gekommen waren. Der kaiserliche Zug setzte sich am 3. März um 1 Uhr nachts wieder Richtung Mogiljow in Bewegung. »Ich verließ Pskow mit einer vom Erlebten schwer belasteten Seele«, schrieb der Zar. »Um mich herum nur Verrat, Feigheit und Falschheit!« Gutschkow und Schulgin dagegen waren über den geänderten Text entsetzt; aber sie konnten nichts unternehmen.¹⁰

* Auch Admiral Koltschak, der Oberbefehlshaber der Schwarzmeerflotte, antwortete nicht – vielleicht weil er in Batumi und nicht in Sewastopol weilte. Der Cousin des Zaren, Großherzog Nikolai Nikolajewitsch, hatte dort mit ihm verhandelt und festgestellt, dass mit ihm zu reden »absolut unmöglich« sei (GARF 650/1/55/83-154). Admiral Koltschak antwortete Alexejew gleich nach seiner Ankunft in Tiflis.

Nikolaus' Sinneswandel in Bezug auf die Nachfolge löste in Petrograd Bestürzung aus. Rodsjanko glaubte, die Sozialisten im Exekutivkomitee überredet zu haben, die Abdankung zugunsten des jungen Zarewitsch und die Einsetzung von Großfürst Michail Alexandrowitsch als Regent zu akzeptieren. Doch die Nachricht, dass der jüngere Bruder des Zaren, ein beliebter Kavalleriekommandant,* selbst die absolute Macht übernehmen könnte, entsetzte die Revolutionäre im Tauridenpalast. Sie hatten Angst vor Vergeltung, während die Liberalen Chaos, ja sogar einen Bürgerkrieg befürchteten. Viele aus dem Volk hätten sich vielleicht mit dem Gedanken anfreunden können, dass der kränkliche Junge konstitutioneller Monarch würde, aber diese Änderung würden sie wahrscheinlich als Schritt zurück zur Autokratie werten.

Schon als ein Kadett von der Galerie des Katharinsaals verkündet hatte, dass der Zar zugunsten seines Sohnes Alexei abdanken würde, war, wie ein späterer Bolschewikenführer notierte, eine Welle der Empörung durch den Saal geschwappt. »Statt des begeisterten Urrrra!-Rufs, mit dem der Kadett vermutlich gerechnet hatte, brach aus den Kehlen Hunderter Soldaten ein einmütiger Protestschrei hervor: »Nieder mit den Romanows! Lang lebe die demokratische Republik!«¹¹

Ein von Panik ergriffener Rodsjanko und die meisten seiner Kollegen im Provisorischen Komitee glaubten, auch den Bruder des Zaren zur Abdankung bewegen zu müssen – ihn, der noch gar nicht wusste, dass er zum Zaren Michail II. ernannt worden war. Es war typisch für Nikolaus' Rücksichtslosigkeit in Bezug auf alle Personen außerhalb seiner engsten Familie, dass er keinen Versuch unternommen hatte, seinen Bruder vorzuwarnen.

Am frühen Freitagmorgen, als Nikolaus in seinem Zug nach Mogiljow zurückkehrte, entdeckte das Provisorische Komitee, das eine schlaflose Nacht in der Duma verbracht hatte, dass Großfürst Michail Alexandrowitsch in der Nähe war. Er logierte in den Appartements der Fürstin Putjatina in der Uliza Millionnaja 12. Kerenski, der neue Justizminister, rief an, und noch am Vormittag saßen Rodsjanko, Fürst Lwow, Außenminister Miljukow und Kerenski vor dem Großfürsten, der sie neugierig betrachtete. Sie waren unrasiert und nervös, wenn nicht gar eingeschüchtert.

* Michail Alexandrowitsch hatte 1916 in der Brussilow-Offensive die Wilde Division vom Kaukasus, mit Inguschen, Tschetschenen, Dagestanern, Tataren, Tscherkessen und Angehörigen anderer Bergvölker, kommandiert.

Kerenski und Rodsjanko, die befürchteten, dass ein wütender Mob gegen die Türen hämmern würde, wollten eine sofortige Abdankung. Dagegen behauptete Miljukow mit Nachdruck, die Monarchie müsse in irgendeiner Form erhalten bleiben, weil die völlige Aufgabe des zaristischen Staatsaufbaus die Provisorische Regierung bis zur Abhaltung von Wahlen verwundbar machen würde.

Schließlich unterbrach Michail Alexandrowitsch das hitzige Gespräch und sagte, er wolle sich mit Rodsjanko und Fürst Lwow beraten. Als sie in einem anderen Raum allein waren, fragte der Großfürst seine beiden Gesprächspartner, ob sie ihm bestimmte Dinge zusichern könnten: Würde die Provisorische Regierung, wenn er auf den Thron verzichte, die Ordnung wiederherstellen und weiter Krieg führen können? Würde sie verhindern können, dass Wahlen zu einer Verfassungsgebenden Versammlung vom Petrograder Sowjet blockiert werden? Lwow und Rodsjanko bejahten beides.

Als die drei in den Salon zurückkehrten, entspannte sich die Atmosphäre sofort, da ihren Gesichtern anzusehen war, dass der Großfürst der Abdankung zugestimmt hatte. Jetzt galt es nur noch, die richtige Formulierung für die Bekanntgabe zu finden, was nicht ganz einfach war, da die Anwesenden nicht sicher sein konnten, dass der Großfürst rechtlich gesehen Zar Michail war, und da selbst er unter diesen Umständen Vorbehalte gegen das Wort »Abdankung« hatte.

Fürstin Putjatina lud die Anwesenden zum Mittagessen ein, und anschließend wurden juristische Sachverständige hinzugezogen. Sie mussten sich mit der verfassungswidrigen Erklärung des Zaren auseinandersetzen, zugunsten seines Bruders statt seines Sohnes abzdanken. Am Abend wurde von Wladimir Dmitrijewitsch Nabokow, dem Vater des späteren Schriftstellers, in enger Zusammenarbeit mit dem Großfürsten, der ihn gut kannte, eine elegante Lösung erarbeitet. Als Erstes bestand der widerspenstige Zar darauf, die Standardformel »Wir, Michail II., von Gottes Gnaden Kaiser und Selbstherrscher von ganz Russland«, fallen zu lassen. Seine informellere Mitteilung lautete:

Durch den Willen meines Bruders, der mir in einem Krieg, der nicht seinesgleichen hatte, und in einer Zeit der Volksunruhen den allrussischen kaiserlichen Thron übergab, wurde mir eine schwere Last aufgebürdet.

Zusammen mit dem ganzen Volk von dem Gedanken beseelt, dass die Wohlfahrt unseres Vaterlandes über alles geht, bin ich fest entschlossen, die höchste Macht nur dann anzunehmen, wenn das der Wille unseres großen Volkes ist, das das Recht besitzt, durch eine allgemeine Abstimmung seiner Vertreter in der konstituierenden Versammlung die gewünschte Regierungsform und die neuen Grundgesetze des russischen Staates herbeizuführen.

Indem ich den Segen Gottes erlebe, bitte ich alle Bürger des russischen Staates, der Provisorischen Regierung zu gehorchen, die auf die Initiative der Reichsduma entstanden ist und so lange im Besitz der vollen Macht sein wird, bis eine konstituierende Versammlung, deren Einberufung auf der Grundlage des allgemeinen, direkten, gleichen und geheimen Stimmrechts so bald wie möglich erfolgen soll, durch ihre Entscheidung über die Regierungsform den Willen des Volkes zum Ausdruck gebracht haben wird.¹²

Nachdem General Alexejew Nikolaus den Text am Abend gezeigt hatte, schrieb der Ex-Zar in sein Tagebuch: »Micha scheint abgedankt zu haben. Er beendet seine Erklärung, indem er die Wahl der Verfassengebenden Versammlung innerhalb von sechs Monaten fordert. [...] Weiß Gott, wer ihn auf die Idee gebracht hat, eine solche Schändlichkeit zu unterschreiben.«¹³

Im krassen Gegensatz dazu äußerten die Politiker und Juristen, die an diesem Tag an den Verhandlungen beteiligt gewesen waren, ihre Bewunderung für Michail Alexandrowitsch, und zwar sowohl für seine Motive als auch für seinen Stil. Vielleicht kam ihnen der Gedanke, die Dinge hätten anders verlaufen können, wäre er vor Nikolaus geboren worden. Michail war vielleicht nicht intelligenter als sein älterer Bruder, aber er litt nicht wie dieser an tödlicher Sturheit.

Von der Autokratie zum Chaos

März / April 1917

Während der ehemalige Zar mit dem kaiserlichen Zug von Pskow nach Mogiljow zurückreiste, hatten sich in Petrograd widersprüchliche Gerüchte verbreitet. Einige besagten, er sei verhaftet worden, andere warnten, Kolonnen von Soldaten seien unterwegs, um die Revolution mit Hilfe eines Aufstands geheimer monarchistischer Gruppen in der Stadt niederzuschlagen. Ein weiteres Gerücht behauptete gar, Kosaken planten einen Angriff auf Petrograd unter Verwendung von mit Giftgas gefüllten Ballons. Die Stimmung aus Wut und Angst verdichtete sich. Überall in der Stadt waren vereinzelte Schüsse zu hören. Die Rebellen beschlagnahmten Lastwagen und fuhren damit durch die Straßen, als wären sie in wichtiger Mission. »Auf ihnen standen dicht gedrängt Soldaten und Arbeiter, von denen viele mit Bajonetten bewaffnet waren und rote Fahnen schwenkten«, schrieb Prokofjew in sein Tagebuch.¹

Immer wieder gab es Berichte über zarentreue Polizisten und Gendarmen, die von Hausdächern aus mit Maschinengewehren auf eine Menschenmenge geschossen hätten. Die Polizei hatte zwar viele Scharfschützen, aber wie viele Maschinengewehre tatsächlich auf diese Weise eingesetzt wurden, ist unbekannt. Schüsse, die aus dem oberen Stockwerk des Hotels Astoria auf eine revolutionäre Menge abgefeuert worden waren, führten zu dem bereits erwähnten Großangriff auf das Hotel am Isaaksplatz, in dem sowohl russische als auch alliierte Offiziere einquartiert waren. Alle verhassten »Pharaonen«, die sich versteckt oder verkleidet hatten, aber entdeckt worden waren, liefen Gefahr, in Stücke gerissen zu werden. Einige wurden mit den Beinen am Heck requirierter Fahrzeuge festgebunden und durch die Straßen geschleift. Ein Polizeinspektor wurde offenbar auf einer Couch festgebunden, mit Benzin übergossen und angezündet. Andere Gesetzeshüter wurden am Ufer der Newa erschossen und

ihre Leichen anschließend auf das Eis geworfen. Laut Dr. Joseph Clare, dem Pastor der Amerikanischen Kirche in Petrograd, wurden »dreißig oder vierzig Polizisten durch ein Loch im Eis gestoßen, ohne dass man ihnen, zur Betäubung, auch nur einen Schlag auf den Kopf versetzt hätte – sie wurden ertränkt wie Ratten«.²

Die Stimmung war äußerst gereizt. Ein armer Hutmacher, der in Begleitung seines Lehrjungen unterwegs war, entdeckte an einem Stand ein buntes, aus dem Ausland importiertes Spielzeug und wollte es für seine Enkelin kaufen. Leider hatte er nicht genug Geld, da seine Kunden in dem Glauben, die Revolution werde alle Schulden streichen, nicht mehr bezahlt hatten. Er fragte die Verkäuferin, ob sie den Preis senken könne. Die Frau lehnte wütend ab, und es kam zum Streit, in dem er sie als »Ausbeuterin« bezeichnete. Daraufhin schrie sie, er sei ein verkleideter »Pharao«.

Sofort begannen die Leute zu rufen: »Schlagt den Wachtmeister! Tod dem ›Pharao!« Eine blutrünstige Menge umringte ihn und fing an, seine Kleider zu zerreißen und auf ihn einzuschlagen. Als ein Soldat seinen Säbel zog, schrie der kleine Lehrjunge entsetzt auf und rief: »Leute, hört auf! Tötet ihn nicht! Er ist kein Pharao, sondern nur ein Hutmacher aus Apraxin.« Dann brach er in Tränen aus. Die Menge sah verwirrt zu, wie sein Chef sich, zitternd vor Angst, an ihn klammerte. Genauso schnell, wie die Wut entbrannt war, schlug die Stimmung in Mitleid um. Frauen halfen dem Mann wieder in seinen Mantel und sagten ihm, er solle für seinen kleinen Retter beten.³

Auch die Offiziere der Armee mussten sich in Wohnungen verstecken und Zivilkleidung anziehen, um nicht verprügelt oder getötet zu werden – und waren dennoch gefährdet. Menschenmengen rissen von öffentlichen Gebäuden alle Symbole der Monarchie und von den Geschäften der Hoflieferanten alle Doppeladler herunter. Bewaffnete Gruppen zogen in den »besseren« Vierteln von Haus zu Haus und behaupteten, auf der Suche nach Konterrevolutionären zu sein. In den meisten Fällen war das ein Vorwand für Plünderungen und sinnlose Gewalt, manchmal auch eine Gelegenheit, eine junge Frau, die allein zu Hause angetroffen wurde, zu vergewaltigen. Ein entsetzter junger Großfürst und Cousin des Zaren gab in seinem Tagebuch zu: »Der Hass des Volkes brodelt schon zu lange.«⁴ Alexander Kerenski sprach beschönigend von der »Wut des Volkes«.

Beobachter verglichen die Plenarsitzungen mit Dorfversammlungen, bei denen jeder aufstehen und sagen konnte, was er wollte. Hier bestand das Publikum aus einer dicht gedrängten Menge von Soldaten und Arbeitern, die entweder aus Machorka-Tabak gedrehte Zigaretten rauchten oder Sonnenblumenkerne kauten und die Schalen auf den prächtigen Marmorboden des Fürsten Potemkin spuckten. Abstimmungsergebnisse konnten in alle Richtungen gehen und wurden weitgehend ignoriert. Die sozialistischen Führer im Exekutivkomitee nahmen einfach keine Notiz von dem, was gesagt wurde, und verfolgten weiter ihre eigenen Pläne für die Ergreifung der Macht.

Ein von den Debatten faszinierter Soldat beobachtete eine Gruppe von Frauen vor dem Tauridenpalast, die verlangten, mit Kerenski zusammenzukommen. Als man ihr sagte, dass er nicht verfügbar sei und dass der georgische Menschewik Nikolos Tschcheidse ihn vertrete, rief die feministische Delegation: »Wir, die Frauen, fordern Gleichberechtigung!«

Tschcheidse antwortete amüsiert: »Genossinnen, ich werde mit beiden Händen für eure Gleichberechtigung unterschreiben. Notwendig ist dann nur noch, dass eure Väter, Ehemänner und Brüder sie euch gewähren.« Die Menge brüllte vor Lachen, während die Frauen schreiend protestierten.

»Doch plötzlich«, so der Soldat weiter, »zwängte sich ein offener Wagen durch die Menge, in dem mehrere Frauen saßen. Die anderen grüßten sie. Nachdem der Wagen die erste Reihe erreicht hatte, stand eine der Insassinnen auf und begann zu sprechen. Sie sprach lange, und sie sprach gut: über das Los einer russischen Arbeiterin, über das Los einer Frau, die Mutter ist. Die Menge unterbrach sie ab und zu mit Beifallsrufen. Und Tschcheidse verkniff sich seinen scherzhaften Ton.«⁷

Kerenskis Sinn für Dramatik – Schulgin hat Kerenski als »Schauspieler bis ins Mark« bezeichnet⁸ – wurde sichtbar, als führende Persönlichkeiten des *Ancien Régime* als Gefangene in die Duma gebracht wurden. Als General Suchomlinow, der ehemalige Kriegsminister, hereingeführt wurde, machte Kerenski eine große Show daraus, ihm die Schulterklappen herunterzureißen. Doch als die Menge johlend den Tod des Generals forderte, breitete Kerenski schützend die Arme aus und rief: »Die Duma vergießt kein Blut.«⁹

Insgesamt wurden fast sechzig Minister und Generäle sowie mehrere Frauen, darunter Anna Wyrubowa, die Vertraute der Zarin, in einem an die Staatsduma angebauten Pavillon festgehalten. Von Soldaten und

Bauern, die hereinkamen, wurden die ehemaligen Granden wie seltene Tiere in einem Zoo bestaunt. Sie hatten jedoch mehr Glück als diejenigen, die direkt in die Peter-und-Paul-Festung gebracht wurden, in der wie in anderen Gefängnissen nach der ebenso spontanen wie chaotischen Befreiung der Opfer des Zarismus Zellen frei waren.

Am Tag nach der Befreiung der politischen Gefangenen in der Litowski-Festung fand die fünfzehnjährige Jewgenia Markon, eine Anarchistin aus einer wohlhabenden jüdischen Familie, einen Zettel, der aus einer der oberen Zellen herabgeflattert war. Es war ein gekritzelter Hilferuf. Die Wachen waren verschwunden und die Insassen ohne Nahrung eingeschlossen. Entsetzt darüber, dass nur die Politischen freigelassen worden waren, überredete der junge Hitzkopf einige Soldaten, ins Gefängnis einzudringen, nachdem sie mit ihren Gewehren die Schlösser zerschossen hatten. Schluchzend und zitternd vor Rührung umarmte einer der befreiten Gefangenen, ein großer, bärtiger Mann, die junge Anarchistin.¹⁰

Die Revolution brachte auch an den Tag, in welchem erschreckenden Vorurteilen die Unterdrückten in dieser Zeit des Chaos befangen waren. Eine Großmutter aus einer Intellektuellenfamilie, die sich über den Sturz des Regimes freute, wurde auf dem Markt von einer Standbesitzerin angesprochen. »Sind Sie Christin?«, wurde sie gefragt. »Sagen Sie mir: Wird das Leben besser werden?«

»Natürlich wird es das«, antwortete die Großmutter.

»Ach, kommen Sie«, sagte die Frau. »Nichts wird besser, bevor nicht alle Jidden erledigt sind. An all den Problemen der einfachen Leute sind doch nur die Jidden schuld.«¹¹

Dr. Wassili Krawkow, der schon mehrfach erwähnte ranghöchste Militärarzt an der Front, konnte die glorreiche Nachricht vom Sturz des Zaren nicht fassen. »Habe wegen all der grandiosen Ereignisse schlecht geschlafen«, schrieb er in sein Tagebuch. »Wir hatten bis zum Abend auf den Befehl mit der kaiserlichen Bekanntmachung gewartet. Der Zar hat wirklich abgedankt. Mir schwirrt der Kopf. Dieser Satz im Bulletin klingt besonders schön: ›Die Verfassungsgebende Versammlung wird mit ihrer Entscheidung über die Regierungsform den Willen des Volkes zum Ausdruck bringen.‹ Kann es also wirklich sein, dass bald eine Republik ausgerufen wird? Schon der Gedanke ist unheimlich.«¹² Krawkow musste seine Gedanken jedoch für sich behalten, da er von reaktionären Offizieren umgeben war, die gleichzeitig verbittert und resigniert zu sein schienen. Die Tatsache, dass

in der Armee nicht der geringste Versuch unternommen wurde, sich gegen die Revolution zu stemmen, zeigte, wie sehr man selbst in den konservativsten Kreisen am Zaren und an der Zarin zweifelte.

Dass die Generäle und sogar einige Großfürsten die Abdankung und die Provisorische Regierung akzeptierten, hatte seinen Grund in der Furcht vor einem totalen Zusammenbruch der Ordnung. Das bedeutete nicht, dass sie die Wende, die die Ereignisse genommen hatten, begrüßten. Im Kaukasus, in Kislowodsk, drückte Großfürst Andrei Wladimirowitsch seine Bestürzung in einem Tagebucheintrag aus: »Die Nachricht von der Abdankung des Herrschers in seinem und Alexeis Namen und zugunsten von Michail Alexandrowitsch hat uns sprachlos gemacht. Die zweite Abdankung ist sogar noch entsetzlicher. Es ist schwer und traurig, diese Zeilen schreiben zu müssen. Die ganze einstige Größe Russlands ist an nur einem Tag vernichtet worden.«¹³

In Mogiljow war das Gefühl, dass all das nicht wahr sei, angesichts des plötzlichen Machtvakuumms nach Nikolaus' Rückkehr aus Pskow noch stärker. Als der kaiserliche Zug in der Dunkelheit ankam, stand das gesamte Personal auf dem Bahnsteig, um den Zaren zu empfangen. »Alle wirkten bedrückt, wie nach der Beerdigung eines Menschen, der ihnen nahegestanden hatte«, schrieb Oberst Tichobrasow.

Als Tichobrasow am nächsten Morgen im Hauptgebäude zufällig aus dem Fenster schaute, sah er eine Gruppe schreiender und gestikulierender Zivilisten vor den Toren. Da die diensthabenden Gendarmen sich weigerten, sie hereinzulassen, wurde der Wachposten in der Halle losgeschickt, um die Leute zu fragen, was sie wollten. Er kehrte zurück und sagte: »Das sind Lieferanten, die von der Abdankung des Herrschers erfahren haben und ihr Geld fordern. Sie fürchten, nicht mehr bezahlt zu werden.« Der diensthabende Offizier errötete vor Scham. »Was für eine Schmach«, sagte er. »Ich hoffe nur, dass der Herrscher das nicht von den Fenstern des Palastes aus sieht.«

Als der Zar später am Morgen erschien, konnte Tichobrasow ihm nicht in die Augen schauen, weil er nicht wusste, wie er ihn ansprechen sollte. Er fühlte, er konnte ihn schwerlich weiter mit »Eure Kaiserliche Majestät« anreden. Der Zar hielt ein Telegrammformular und ein Blatt seines blauen Schreibpapiers in der Hand. Er wandte sich an General Alexejew, den Chef des Generalstabs, und reichte ihm das Telegramm, das er selbst beschrieben hatte, sowie das blaue Blatt Papier.

»Michail Wassiljewitsch«, sagte er. »Ich habe meine Meinung geändert. Bitte schicken Sie das nach Petrograd.« In dem Telegramm erklärte er, dass er beabsichtige, den Thron nun doch an seinen Sohn zu übergeben. Alexejew sagte, dass er das unmöglich schicken könne. Der ehemalige Zar wiederholte seine Bitte noch zweimal, aber der General blieb standhaft. Nikolaus drehte sich um und ging langsam die Treppe hinab.

Nachdem er verschwunden war, reichte Alexejew Tichobrasow das kleine Blatt »Zarenpapier«. Darauf stand in Nikolaus' sauberer Handschrift:

Bitte an die Provisorische Regierung:

Erlauben Sie mir,
ohne Hindernisse nach Zarskoje Selo zu reisen, um mit meiner Familie vereint zu sein;
in Zarskoje Selo frei zu bleiben, bis meine Familienangehörigen vollständig genesen sind;
nach Beendigung des Krieges nach Russland zurückzukehren und dauerhaft im Liwadija-Palast zu wohnen.^{14*}

Die Nachricht vom Zusammenbruch der Romanow-Dynastie verbreitete sich von Petrograd aus mit unterschiedlicher Geschwindigkeit. Groß- und Kleinstädte mit Telegraf- und Eisenbahnstationen hörten schnell davon. Einige erlebten eigene spontane Revolutionen. In vielen entlegeneren Gebieten jedoch erfuhr man wochenlang nichts.

Der angehende Journalist Konstantin Paustowski wurde von seinem Redakteur nach Jefremow geschickt, einer Kleinstadt in der Provinz Tula, die Tschechow als »typisches russisches Krähwinkel« bezeichnet haben soll. Zeitungen aus Moskau kamen hier erst nach drei Tagen an. »Am Abend heulten die Hunde in den Vorstädten, und die Nachtwächter machten die Runde und klopfen träge auf die Klopfbretter.«

Paustowski hat beschrieben, wie sein neuer Freund Ossipenko in sein Zimmer stürmte. »In Petersburg ist Revolution!«, schrie Ossipenko. »Die Regierung ist gestürzt!« Seine Stimme versagte. Er ließ sich auf einen Stuhl fallen und brach in Tränen aus. Paustowski zitterten die Hände, nachdem

* Tichobrasow schrieb in seinem Bericht: »Ich zitiere diesen Text aus dem Gedächtnis, bin aber zuversichtlich, dass ich mich an die Essenz jedes Absatzes erinnere.« Der Liwadija-Palast war die Sommerresidenz der kaiserlichen Familie in Jalta auf der Krim und Schauplatz der Konferenz von Jalta im Februar 1945 mit Stalin als Gastgeber.

Ossipenko ihm das Blatt Papier mit der Proklamation der Provisorischen Regierung übergeben hatte. Von der Polizei und der Verwaltung war nichts geblieben. »Im Saal der Semstwoverwaltung kam Tag und Nacht auf einer ununterbrochenen Sitzung die ganze Einwohnerschaft zusammen. Das Verwaltungsgebäude hieß, in Anspielung auf die Französische Revolution, »im Volksmund ›Konvent‹.« Und um diesen historischen Augenblick zu ehren, wurde wieder einmal, mehr schlecht als recht, die Marseillaise intoniert. Als sich die Nachricht verbreitete, kamen die Bauern in die Stadt und fragten, wann sie das Land übernehmen könnten und wann der Krieg zu Ende sei. »[Es] begannen stürmische, verworrene, glückliche Tage.«¹⁵

Man würde erwarten, dass Moskau besser informiert gewesen sei, doch ein Kurator des Historischen Museums schrieb in sein Tagebuch: »Es kursieren viele Gerüchte, aber was ist die Wahrheit? Es gibt keine Zeitungen, die Straßenbahnen fahren nicht, nicht einmal Taxis. Überall wimmelt es von Menschen, die Stimmung ist fröhlich wie zu Ostern.« Dann sah er zu seinem Erstaunen auf dem Lubjanka-Platz eine Prozession von Muslimen, die eine rote Fahne trugen und ein Gebet sprachen.¹⁶

Auf vielen Plätzen fanden öffentliche Versammlungen statt, vor allem rund um das Puschkin-Denkmal und beim großen Reiterstandbild von Skobelew, an dessen ausgestrecktem Schwert eine rote Fahne befestigt worden war. Die Redner wurden entweder bejubelt oder – auch das kam vor – vom Sockel heruntergezogen. Soldaten mit Schafspelzmützen und roten Armbinden an ihren grauen Mänteln schüchterten die Menge ein. Jede abweichende Meinung wurde mit Sprüchen quittiert wie: »Lasst euch erst mal im Schützengraben von Läusen auffressen [...] und dann verhöört mich! Überbleibsel des Zarismus! Saubande!«¹⁷ Und wieder kursierten wilde Gerüchte – dass Kerenski Jude sei oder dass die Mönche im Donskoi-Kloster in Apfelgehäusen Goldrubel versteckt hätten.

*

Auch Russlands Hauptfeind war von der neuen Situation im Lande verwirrt. Deutsche Flugzeuge warfen Propagandaflugblätter über der Front ab, in denen behauptet wurde, »der geliebte Zar« sei von den »brutalen Engländern« beseitigt worden. Kommandant Oliver Locker-Lampson von der Panzerwagendivision des Royal Naval Air Service, die die russische Armee an der galizischen Front unterstützte, berichtete trocken nach London, diese lächerliche Lüge habe »uns für einige Tage zu Helden gemacht«.¹⁸

Die Bemühungen der Deutschen waren vergeblich. Diese hätten sich an Napoleons Diktum erinnern sollen, dass man den Gegner nicht unterbrechen soll, wenn er einen Fehler macht. Kein Feind hätte hoffen können, das zu erreichen, was der Petrograder Sowjet für ihn mit einem einzigen Bulletin erreicht hatte.

Obwohl die Lynchmorde Ende Februar noch andauerten, hielt Rods-jankos Duma-Komitee es für dringend geboten, die Offiziere in ihre Regimenter zurückzubeordern, um einen völligen Zusammenbruch der Armee zu verhindern. Da aber jene Soldaten, die beim Aufstand eine führende Rolle gespielt hatten, Konterrevolution und Wiederherstellung der Hierarchie befürchteten, in deren Folge sie für die während der jüngsten Ereignisse begangenen Verbrechen zur Rechenschaft gezogen werden könnten, platzten einige der radikalsten Bolschewiki und Sozialrevolutionäre in eine Sitzung des Exekutivkomitees des Petrograder Sowjets, um diese Möglichkeit zu verhindern.

Der Vorsitzende, N. D. Sokolow, ein archetypischer sozialistischer Intellektueller dieser Zeit mit Zwickler und Bart, hieß sie ihre Forderungen vortragen und schrieb diese auf: Soldaten sind erst dann verpflichtet, Befehle ihrer Offiziere zu befolgen, wenn die Befehle vom Soldatenkomitee gebilligt worden sind. Die Verfügung über die Waffen muss bei den Soldaten, nicht bei den Offizieren liegen. Die Petrograder Garnison darf nicht an die Front geschickt werden, damit sie weiterhin die Revolution verteidigen kann. Das Verhältnis zwischen Offizieren und Soldaten muss sich vollkommen ändern. Ein Soldat, der nicht im Dienst ist, soll niemals salutieren müssen. Anreformen wie »Eure Exzellenz« müssen durch »Herr General« oder »Herr Oberst« ersetzt werden. Traditionelle Bestrafungen einfacher Soldaten durch ihre Offiziere, wie zum Beispiel Schläge ins Gesicht, müssen verboten werden.

Auch wenn dies gar nicht beabsichtigt worden war – für rechts stehende Offiziere war der *Prikas* oder Befehl Nr. 1 des Exekutivkomitees vom 1. März in seiner endgültigen Fassung das entscheidende Dokument der Revolution, da er den Weg ebnete für das, was kommen sollte. Sie machten ihn dafür verantwortlich, dass die zaristische Armee durch Untergrabung der Autorität der Offiziere und jeglicher militärischer Disziplin gelähmt wurde. Das Exekutivkomitee, das eigentlich mit der Provisorischen Regierung zusammenarbeiten sollte, versäumte es, sie zu warnen, doch scheint es keinen Plan gegeben zu haben, das Offizierskorps zu überrumpeln und sein

konterrevolutionäres Potenzial durch einen Präventivschlag zu vernichten. Mit Sicherheit stärkte der *Prikas* das Selbstbewusstsein des Exekutivkomitees des Petrograder Sowjets, der seinen Einfluss dadurch auf das ganze Land ausdehnen konnte und bald unter dem Namen »Allrussischer Sowjet der Arbeiter- und Soldatendeputierten« bekannt werden sollte.

Gewiss, die vollkommen unberechtigten Warnungen vor einer Konterrevolution hatten ihren Teil beigetragen, aber die wirklich schwerwiegenden Fehler hatten General Alexejew in der *Stawka* sowie Rodsjanko und seine Kollegen gemacht. Trotz Bitten der Kommandeure an der Front hatte Alexejew sich geweigert, den Regimewechsel vor dessen offizieller Verkündung durch das Provisorische Komitee der Duma anzukündigen. Auch der Text des *Prikas* Nr. 1 war zurückgehalten worden. Diese Verzögerungen hatten dazu geführt, dass die Soldaten an der Front überzeugt waren, ihre Offiziere würden versuchen, sie im Dunkeln zu lassen – und das hatte ihre Wut und ihr Misstrauen gesteigert.

Dr. Wassili Krawkow notierte in seinem Tagebuch, dass die meisten Berufsoffiziere und die »militärische Aristokratie ihre Wut nicht verbergen können, wenn es um die bevorstehende Notwendigkeit geht, Soldaten wie Menschen zu behandeln«. ¹⁹ Die Offiziere waren so unklug, Witze über die roten Fahnen zu machen, indem sie sie als »Babuschkas Unterwäsche« bezeichneten. ²⁰ Am 5. März traf General Lawr Kornilow, der Kommandeur des XXV. Korps, in Mogiljow ein. General Lukomski zeigte ihm das von der *Stawka* so genannte »Revolutionsdossier«, in dem die Verstöße gegen die militärische Disziplin aufgelistet waren. Kornilow schäumte vor Wut ²¹ über diese Zustände, war aber machtlos, obwohl er zum Befehlshaber des Petrograder Militärbezirks ernannt worden war.

Laut Hauptmann Wavell war die Desertionsrate nach Erlass des *Prikas* Nr. 1 so hoch, dass in einem weiteren Dekret allen Deserteuren, die vor einem bestimmten Datum zum Dienst zurückkehrten, Straffreiheit versprochen wurde. ²² Aufgrund der schwierigen Transportbedingungen wurde als Datum der Tag nach Ablauf von sieben Wochen festgesetzt. Das Dekret erwies sich als kontraproduktiv: Soldaten an der Front, die noch nicht desertiert waren, sahen nun die Möglichkeit, sieben Wochen Urlaub zu nehmen, und so entfernten sich noch mehr von der Truppe.

Während die kriegsmüden Soldaten den *Prikas* begrüßten, war die große Mehrheit der Offiziere entsetzt, vor allem über die Aussicht, ohne

Zustimmung der Soldatenkomitees nichts unternehmen zu können. Die Antisemiten unter ihnen sahen sich in ihren schlimmsten Mutmaßungen bestätigt, als sie feststellten, dass die Komitees zu einem erheblichen Teil mit Juden besetzt waren. Doch die Erklärung für deren Wahl war einfach: Sie gehörten zu den Gebildetsten, und Offizier zu werden hatte das zaristische System ihnen nicht erlaubt.

Die Versammlungen nahmen einen Großteil des Tages in Anspruch, erbrachten aber wenig. »Die Masse der Soldaten konnte die Ereignisse nicht fassen und war verwirrt«, schrieb ein an der Transkaukasus-Front kämpfender Soldat. »Manchmal wurde es geradezu komisch: Ein Redner gab seine Parole aus, und die Menge stimmte zu, dann gab ein anderer die gegenteilige Parole aus, und die Menge stimmte wieder zu und rief: ›Du hast recht!‹«²³

Von Generalmajor Wladimir Nikolajewitsch von Dreier ist eine Beschreibung seiner Ankunft als Stabschef einer Division des Sibirischen Korps an der galizischen Front überliefert. Das Hauptquartier war menschenleer, weshalb er sich auf die Suche nach dem Divisionskommandeur machte. Der war gezwungen worden, an einer Soldatenversammlung teilzunehmen. »Vor einer Menschenmenge stand ein magerer Soldat auf einem Podium und schrie aus vollem Hals: ›Nikolaschka hat genug von unserem Blut getrunken, Kameraden!‹ Die Menge bestätigte: ›So ist es! So ist es!‹ Die Männer, die uns am nächsten standen, grinnten, schauten vergnügt zu den Vorgesetzten und spuckten die Schalen von Sonnenblumenkernen aus. Ein Redner nach dem anderen kletterte auf das Podium, um den Zaren zu beschimpfen. Ich dachte immer wieder, wie zum Teufel bin ich hierher geraten.«²⁴

Da die Kavallerie, die Artillerie und die Kosakenverbände sich als weniger anfällig für den Zusammenbruch der Disziplin erwiesen, kam es zu den ersten körperlichen Angriffen auf Offiziere – einige wurden sogar ermordet – in der Infanterie und in der Marine. »Wie hätten die Infanteristen widerstehen können?«, schrieb Kommandant Oliver Locker-Lampson. »In den knapp drei Jahren des Krieges waren Millionen von ihnen niedergemäht worden; sie waren (wie sie jedenfalls immer wieder behaupten) in unbewaffneten Massen gegen hervorragend ausgerüstete Truppen geschleudert worden, von Generälen, von denen sie glaubten, sie seien mit deutschem Gold gekauft. Wie konnte man von ihnen erwarten, in diesem Krieg weiterkämpfen zu wollen?«

»Einige Offiziere wurden erschossen, andere nur geschlagen und die meisten zumindest beleidigt«, so Locker-Lampson weiter in seinem Bericht nach London.²⁵ Aber nicht immer wurde durch Erschießen getötet; manche Opfer erlitt den Tod dadurch, dass sie von bis zu einem halben Dutzend Angreifern auf Bajonetten aufgespießt und hochgehoben wurden. Das war zum Beispiel das Schicksal von fünf Offizieren der Garnison in Luga, 100 Kilometer südlich von Petrograd, die alle deutsch klingende Namen hatten.²⁶

»In Kronstadt haben Marineoffiziere die Straßen gefegt«, so Locker-Lampson, »wobei einer von ihnen von einem seiner Männer, der ihm immer wieder ins Gesicht schlug, am Bart entlanggezogen wurde. Der Respekt vor höheren Dienstgraden ist verschwunden.«²⁷ Die Gewalttätigsten und Radikalsten von allen waren die Matrosen der Baltischen Flotte, die von vielen ihrer Offiziere schlecht behandelt worden waren; sie hatten auch einige Bolschewiki und Anarchisten in ihren Reihen. Die schwelende Wut dieser auf vereisten Kriegsschiffen eingepferchten »Werfratten«²⁸ wurde noch dadurch gesteigert, dass sie von ihren Offizieren keine Informationen bekamen.

Am 3. März erhielt Rodsjanko von Vizeadmiral Adrian Nepenin in Helsingfors (Helsinki) die Nachricht: »Meuterei auf den Schiffen *An-drei*, *Pamel* und *Slawa*. Admiral Nebolsin getötet. Die Baltische Flotte als Streitmacht existiert nicht mehr.«²⁹ Um den Triumph der Revolutionäre zu verkünden, wurden nachts rote Lichter angezündet und tagsüber rote Fahnen gehisst. Nepenin selbst wurde bereits am nächsten Tag von einem Matrosen erschossen. Admiral von Wirén, der Generalgouverneur von Kronstadt, wurde mit Bajonetten erdolcht. Fjodor Raskolnikow, der wenig später zu einem Anführer der Bolschewiki in Kronstadt avancieren sollte, erklärte, Wirén habe in der gesamten Baltischen Flotte den »Ruf eines Rohlings« gehabt. Raskolnikow rechtfertigte »diese sogenannten ›Exzesse‹, die bei der Bourgeoisie allgemeine Empörung hervorriefen, die Arbeiterklasse aber vollkommen gleichgültig ließen«, als »Rache [der Matrosen] für uralte Demütigungen und Beleidigungen.«³⁰ Die wegen ihrer rigorosen Durchsetzung von Disziplin verhassten und als »Drachen« bezeichneten Zuchtmeister wurden als Erste getötet oder verhaftet und in Strafzellen misshandelt. Insgesamt wurden in Kronstadt, Helsingfors und Wyborg (Viipuri) hundertfünf Offiziere getötet, aber kaum welche in den anderen Marinestützpunkten am Finnischen Meerbusen.

Während des Russisch-Japanischen Krieges war Koltschak verwundet worden und in Gefangenschaft geraten. Wütend über die Inkompetenz der zaristischen Regierung, hatte er anschließend mit Mitgliedern der Duma daran gearbeitet, durch die Einführung von U-Booten und Wasserflugzeugen die Marine zu modernisieren. Nach einer weiteren Arktisexpedition im Jahr 1913 war er Einsatzleiter im Baltikum und kurz vor der Februarrevolution Kommandeur der Schwarzmeerflotte geworden. Als der Matrosensowjet in Sewastopol die Offiziere aufforderte, ihre persönlichen Waffen abzugeben, zeigte Koltschak sein Goldenes Sankt-Georgs-Schwert vor, mit dem er für Tapferkeit im Fernen Osten ausgezeichnet worden war, und sagte: »Nicht Ihr habt mir dieses Schwert verliehen, und so werde ich es auch nicht Euch übergeben.« Dann drehte er sich um und warf es ins Meer.³²

Koltschak hatte das Glück, wenig später auf eine Mission in die Vereinigten Staaten geschickt zu werden. Nach der bolschewistischen Macht ergreifung im Herbst wurden Marineoffiziere der Schwarzmeerflotte, darunter fünf Admirale, auf dem Malachow-Hügel bei Sewastopol gefesselt und hingerichtet.

Die schwangere Witwe *März bis Mai 1917*

Von Alexander Herzen, Russlands bedeutendstem politischen Philosophen, stammt eine oft zitierte, auf dem Studium der 1848er Revolutionen beruhende Prophezeiung. Herzen schrieb: »Das Absterben der modernen Formen der staatsbürgerlichen Ordnung muss das Herz eher erfreuen als bedrücken. Furchtbar ist nur, dass die abtretende Welt keinen Erben, sondern eine schwangere Witwe hinterlässt. Zwischen dem Tod der alten und der Geburt der neuen Welt wird viel Wasser ins Meer fließen, eine lange Nacht von Chaos und Verwüstungen über uns hinweggehen.«¹

Die Amtszeit der Provisorischen Regierung Russlands, die erklärtermaßen als Verwalterin fungieren wollte, hätte kaum besser charakterisiert werden können als durch Herzens Vorhersage. Alle wichtigen Entscheidungen über Gesetze, das politische System und das Eigentum an Grund und Boden konnten erst nach der Einsetzung der Verfassungsgebenden Versammlung getroffen werden. In der Zwischenzeit war die Macht der Provisorischen Regierung kaum mehr als eine freundliche Fiktion, da die Männer ohne Zustimmung des Exekutivkomitees des Petrograder Sowjets nichts beschließen konnten. Nach der Zerstörung der zaristischen Verwaltung hatten sie keine Hebel mehr in der Hand, mit denen sich auf irgendetwas, was funktionierte, einwirken ließ. Die Provisorische Regierung agierte in einem politischen Niemandsland. Ihre Mitglieder unterschieden sich kaum von den hochgesinnten Liberalen, die laut Herzen »die alte Ordnung untergruben, zugleich jedoch an ihr hingen, die das Feuer an die Lunte legten, aber die Explosion zu verhindern suchten.«²

Fürst Georgi Lwow, der Premierminister, verfügte über herausragende administrative Fähigkeiten, war aber in seinen Anschauungen so liberal, dass er blind an das Gute im Volk glaubte (Maxim Gorki hat dies als »Karamasow'sche Sentimentalität« bezeichnet). Lwow missfiel sogar der

Gedanke einer zentralen Regierungsgewalt – keine gute Voraussetzung für seine Arbeit als Innenminister, dessen Amt er ebenfalls übernommen hatte. Er stimmte der Freilassung aller politischen Gefangenen zu, einschließlich verurteilter Terroristen, unabhängig davon, ob sie für die Demokratie waren oder nicht. Er glaubte ganz einfach, es würde die Moral der Bürger verbessern, wenn Russland zum »freiesten Land der Welt« würde, als das Lenin es tatsächlich bezeichnet haben soll.

Selbst Professor Pawel Miljukow, der Außenminister, der die Monarchie hatte beibehalten wollen, war einverstanden, Wladimir Iljitsch Lenin, dem im Schweizer Exil lebenden Revolutionsführer der Bolschewiki, die Rückkehr nach Petrograd zu erlauben. Darüber hinaus bat er Großbritannien, in Kanada zu intervenieren, um dem charismatischen Leo Trotzki freie Ausreise aus den Vereinigten Staaten zu ermöglichen. Doch einer der ersten Bolschewiki, die aus dem Exil nach Petrograd zurückkehrten, um an der »Wiege der Revolution« zu stehen, war Josef Stalin. Er und Lew Kamenew kamen mit der Transsibirischen Eisenbahn aus ihrem Exil bei Krasnojarsk, und am 12. März waren sie wieder in der Hauptstadt.

Keine zwei Jahre zuvor, auf der Zimmerwalder Konferenz in den Schweizer Alpen, hatten Trotzki und andere Delegierte gescherzt, ein halbes Jahrhundert nach der auf Anregung von Karl Marx erfolgten Gründung der Ersten Sozialistischen Internationale sei es immer noch möglich, alle europäischen Internationalisten in »vier Kremsern« unterzubringen. Und noch einen Monat vor der Revolution vom Februar hatte Lenin bezweifelt, dass er ein solches Ereignis erleben werde. Er hatte eine durch den Hass auf den Krieg ausgelöste Erhebung vorausgesagt, aber selbst er wurde überrascht. Die Vorstellung, Lenin, der in einem schmutzigen Zimmer an der Zürcher Spiegelstraße das Leben eines verarmten Exilanten führte, könnte bald zum Alleinherrscher Russlands aufsteigen, wäre damals jedem als Hirngespinnst erschienen. Doch die nicht von Berufsrevolutionären geplante Februarrevolution änderte alles.

Lenin mit seiner großen Stirnglatze, dem professoralen Bart und den durchdringenden, zusammengekniffenen Augen verachtete Pseudoradikale über alles. Idealisten tat er als Schwächlinge und sentimentale Schwärmer ab. Er war so überzeugt von sich selbst, dass er niemandem sonst die Vision und die rücksichtslose Entschlossenheit zutraute, die alte Ordnung für immer zu zerstören. Als er am 3. März 1917 nach dem Mittagessen

seine Papiere zusammensuchte, um in der Bibliothek weiterzuarbeiten – den Abwasch machte Nadeschda Krupskaja –, hörte er Schritte auf der Treppe. Dann stürmte ein Freund atemlos herein und schwenkte eine Zeitung. »Habt ihr noch nicht davon gehört?«, keuchte er. »In Russland ist Revolution!«

Außer sich vor Freude über den Sturz der verhassten Romanows, die seinen Bruder Alexander hatten hinrichten lassen, schickte Lenin ein Telegramm an Alexandra Kollontai, die marxistisch-feministische Theoretikerin in Oslo, mit Anweisungen für die Bolschewiki in Petrograd. Er verzichtete darauf, sich über die wirkliche Situation zu informieren und sich mit Mitstreitern zu beraten. Lenin brannte vor Ungeduld. In Zürich, auf der falschen Seite der Linien im verfluchten Krieg der Imperialisten, war er von den Ereignissen in der Heimat abgeschnitten.

Nachdem er verrückte Pläne zusammenfantasiert hatte, wie er nach Russland gelangen könnte – etwa verkleidet oder per Flugzeug –, rettete die Idee eines Menschewiken, Julius Martow, Lenin. Martow schlug ihm vor, sich an den deutschen Gesandten in Bern, Gisbert Freiherr von Romberg, zu wenden; das wilhelminische Regime würde jede Möglichkeit begrüßen, die Russen an der Ostfront vor dem Kriegseintritt der Amerikaner zu schwächen. Was Lenin betraf, so hatte dieser keine Bedenken, Hilfe von einem Klassenfeind anzunehmen; das galt auch für unter der Hand ihm zufließende Gelder von der kaiserlichen Regierung zur Finanzierung von Propaganda. Für ihn war alles erlaubt, was eine Revolution unterstützte, die die Bolschewiki an die Macht brachte.

So wurde Lenin und einunddreißig weiteren Revolutionären dank der Hilfe gerade jener Imperialisten, die er zu stürzen entschlossen war, ein angeblich »versiegelter Zug« zur Verfügung gestellt, der sie, eskortiert von zwei preußischen Offizieren, quer durch Deutschland fahren sollte. Mit von der Partie waren unter anderen sowohl Lenins Frau Nadeschda Krupskaja und seine Geliebte Inessa Armand als auch Karl Radek, den Arthur Ransome als »kleinen hellhaarigen, bebrillten revolutionären Kobold von unglaublicher Intelligenz und Lebhaftigkeit« beschrieben hat.³

Als die Gruppe in den Schweizer Regionalzug stieg, der sie an die deutsche Grenze bringen sollte, fragte Radek Lenin, was er denke. »In sechs Monaten«, antwortete Lenin, »baumeln wir am Galgen oder wir sind an der Macht.«⁴ In seinen alten Kleidern und genagelten Stiefeln sah Lenin nicht wie ein künftiger Führer aus, doch ein zwanghafter Drang und seine dik-

tatorischen Instinkte ließen ihn alles selbst in die Hand nehmen. Er stellte sogar einen Zeitplan für die Benutzung der beiden Toiletten des Zuges der Deutschen Reichsbahn auf.

Von einem kleinen Hafen an der Ostseeküste aus setzten die Bolschewiki mit einem Dampfer nach Schweden über und fuhren dann mit dem Zug nach Stockholm (wo sie Lenin nötigten, sich neue Kleidung zu kaufen). Am 31. März reiste die Gruppe mit einem anderen Zug nach Finnland weiter. Dort erfuhr Lenin aus einer aktuellen Ausgabe der *Prawda*, dass Stalin und Kamenew zwar das Zentralkomitee der Bolschewiki leiteten, es aber versäumt hatten, die Provisorische Regierung anzugreifen. Er schäumte vor Wut.

Am 3. April fuhr der Zug kurz vor Mitternacht in den Finnländischen Bahnhof in Petrograd ein. Nur wenige in der wartenden Menge hatten Lenin jemals gesehen oder sprechen hören. Die meisten waren vom Zentralkomitee der Bolschewiki zu seiner Begrüßung herbeibeordert worden. Ein ungebetener Gast war Paul Dukes, ein Konzertpianist, der von Hauptmann Mansfield Cumming für den britischen Geheimdienst rekrutiert worden war.

Im Bahnhof selbst bildeten Matrosen der Baltischen Flotte eine improvisierte Ehrengarde. Aber Lenin hatte keine Freude an dem ihm bereiteten Empfang und benahm sich unhöflich gegenüber denen, die ihn begrüßten. Er hielt zwei Reden, eine an die Matrosen und, vom Dach eines Panzerwagens aus, eine längere an die Menge außerhalb des Bahnhofs gerichtet. Zum Entsetzen der meisten seiner Zuhörer griff er die Provisorische Regierung an, womit er sein Publikum indirekt dafür kritisierte, sie überhaupt akzeptiert zu haben; jeden Gedanken an eine Gemeinsamkeit zwischen den sozialistischen Parteien wies er zurück.

Einige Stunden später, noch immer ohne Schlaf, schockierte Lenin die Petrograder Bolschewiki in ihrem Hauptquartier, dem enteigneten Haus von Mathilda Kschessinskaja, der Ballerina und ehemaligen Mätresse des Zaren: Er schalt seine Genossen, indem er auf seine später so genannten »Aprilthesen« Bezug nahm, die er auf der Reise aus der Schweiz geschrieben hatte. Zunächst verurteilte er jede Unterstützung für die Provisorische Regierung, die den »räuberischen imperialistischen Krieg«⁵ fortsetze, und rief sogar zur Verbrüderung mit dem Feind an der Front auf. Dann behauptete er, der revolutionäre Weg könne drastisch verkürzt werden. Der von Marx vorgesehene Zwischenschritt einer bürgerlich-demokratischen

Revolution sei unnötig. Da die »Bourgeoisie«, und damit auch die Provisorische Regierung, so schwach sei, könne die Macht für die Sowjets sofort ergriffen werden. Er forderte die Abschaffung der Polizei, der Armee und der Bürokratie sowie die Verstaatlichung des gesamten Bodens und aller Banken. Seine Zuhörer waren entgeistert; sie hielten das alles für Wahnsinn.

Lenin, der falsche Bescheidenheit verachtete, hielt sich für unfehlbar; Bolschewiki, die anderer Meinung waren als er, behandelte er üblicherweise, als seien sie entweder vollkommen fehlgeleitet oder unaufrichtig. Um andere für sich zu gewinnen, war er jedoch bereit, in bestimmten Fragen vorsichtiger zu sein. So hielt er sich mit seiner Verurteilung des Krieges gegen Deutschland zurück, und er wusste, dass es angesichts der pazifistischen Stimmung nicht gut ankam, von einer Verwandlung des gegenwärtigen Konflikts in einen europäischen Bürgerkrieg zu sprechen. Auch war er sich im Klaren darüber, dass Parolen wie »Diktatur des Proletariats« in der vorherrschenden Atmosphäre zügelloser Freiheit schrill und misstönend klangen.

Lenin nahm sich jedoch nicht zurück, als er später am selben Tag im Tauridenpalast jeden Kompromiss mit den Menschewiki ablehnte. Empört über seinen Angriff, sagte einer von ihnen: »Lenins Programm ist reines Aufwieglertum.« Und: »Lenin hat inmitten der revolutionären Demokratie das Banner des Bürgerkriegs gehisst.«⁶ Die Minister der Provisorischen Regierung, vom Kadetten (Mitglied der Konstitutionell-Demokratischen Partei) Miljukow bis zum Sozialisten Kerenski, wiesen die Angriffe zurück, fanden Lenins Vorstellungen aber so extrem, dass sie in ihm keine ernsthafte Bedrohung sahen. Auch war die Zahl der Bolschewiki winzig im Vergleich zu der der Sozialrevolutionäre, die in den ländlichen Gebieten großen Rückhalt hatten. Selbst Lenin räumte ein, »dass unsere Partei in den meisten Sowjets der Arbeiterdeputierten in der Minderheit, vorläufig sogar in einer schwachen Minderheit ist«.⁷

Da Lenin entschlossen war, uneingeschränkte Macht für die Bolschewiki zu erlangen, wäre es ein Fehler gewesen zu verraten, wie die kommunistische Gesellschaft nach seiner Vorstellung aussehen sollte. Diesen Fehler machte er nicht. Stattdessen behauptete er, die gesamte staatliche Macht und das gesamte Privateigentum an Produktionsmitteln würden in die Hände der Sowjets (Räte) übergehen – so als wären diese als unabhängige Organe vorgesehen, nicht als bloße Marionetten der tatsächlichen

Inhaber der Macht, der Bolschewiki. Die Bauern machte Lenin glauben, das Land würde ihnen gehören, so dass sie es nach eigenem Gutdünken bewirtschaften könnten. Von der Notwendigkeit der Beschlagnahme von Getreide für die Ernährung der Städte und von der geplanten Zwangskollektivierung der Bauernhöfe sprach er nicht. Lenins öffentliche Reden fokussierten sich stattdessen auf Hassfiguren – auf diejenigen, die er als »Parasiten« bezeichnete, wie Bankiers, Fabrikanten, Kriegsgewinnler und Landbesitzer. All die anderen Kategorien von Menschen, die die Bolschewiki später verfolgen sollten, griff er nicht an. Lenin glaubte fest an die Notwendigkeit eines Bürgerkriegs, um die absolute Macht zu erringen, doch war seinen Reden kaum ein Hinweis auf den bevorstehenden Klassengenozid zu entnehmen.

Nach einem erfolglosen ersten Versuch, ein Massenpublikum anzusprechen, fand Lenin rasch seine Rolle als mitreißender öffentlicher Redner. Was er sagen wollte, brachte er einfach und wirkungsvoll auf den Punkt. Seine Freude an diesem Tun und seine unerschütterliche Selbstsicherheit faszinierten seine Zuhörer und umgaben ihn mit der Aura kraftvoller Führerschaft.

Teffi, zu deren großer Leserschaft in den Vorkriegsjahren sowohl der Zar als auch Lenin gehört hatten, schrieb, dass seine Stärke in der außergewöhnlichen Fähigkeit lag, komplexe Sachverhalte klar und überzeugend darzustellen: »Als Redner riss Lenin die Menge nicht mit; er entflamte sie nicht, er peitschte sie nicht auf. Er war anders als Kerenski, der eine Menge dazu bringen konnte, sich in ihn zu verlieben und Tränen der Ekstase zu vergießen. [...] Lenin schlug einfach mit einem stumpfen Werkzeug auf den dunkelsten Winkel der Seelen der Menschen ein.« Vor allem erstaunten Teffi Lenins abschätzigste Meinung von der Menschheit generell und die Tatsache, dass er jeden Einzelnen als ganz und gar entbehrliches Objekt betrachtete. »Ein Mensch war nur insoweit gut, als er für die Sache notwendig war.«⁸

In der zweiten Märzhälfte waren die Unruhen in vielen ländlichen Gegenden, angefacht von radikalisierten Deserteuren, die von der Front zurückgekehrt waren, in Gewalt umgeschlagen. Vor allem an der Wolga und in der zentralen Schwarzerde-Region hatten die Bauern, die eben noch Soldaten gewesen waren, begonnen, die Gerätschaften ihrer Grundherren zu beschlagnehmen, ihre Wiesen zu mähen, ihr unbewirtschaftetes Land

zu besetzen, ihr Holz zu fällen und sich von ihrem Saatgut zu nehmen. Ihre Vorstellung von revolutionärer Freiheit war es, nach Jahrhunderten der Unterdrückung zu tun, was sie wollten. General Alexei Brussilow, der Befehlshaber der großen Offensive von 1916, der sich später der Roten Armee anschloss, hat geschrieben: »Sie wollten nur das eine: Frieden, damit sie nach Hause gehen, die Gutsbesitzer ausrauben und frei leben konnten, ohne Steuern oder Abgaben zu zahlen oder irgendeine Autorität anzuerkennen.«⁹

Das war nicht übertrieben. »Die Zahl der Desertionen in der Armee hat dramatisch zugenommen«, notierte Dr. Krawkow. »Alle Soldaten wollen die Gunst der Stunde nutzen und den Gutsbesitzern Land wegnehmen.«¹⁰ Die Zensurabteilung des Militärs stellte fest, dass das in vielen Briefen Thema war. »Alle hier wünschen sich sofortigen Frieden, koste es, was es wolle«, hatte ein Soldat an der Westfront nach Hause geschrieben. »Wofür müssen wir überhaupt kämpfen, wenn wir doch viel Land haben werden, sobald das Land des Zaren und der Grundbesitzer aufgeteilt ist? Die *Burschuis* (Bourgeois) können uns nicht austricksen. Wir werden bewaffnet heimkehren und uns holen, was uns zusteht.«¹¹

Der Zusammenbruch der traditionellen Autorität auf dem Lande, insbesondere derjenigen der Landkapitäne, die die Interessen des Adels vertreten hatten, ermöglichte es den Bauern, eigene Komitees zu bilden. Sie erließen sogar inoffizielle eigene Gesetze oder Dekrete, um ihre Entscheidungen auf eine quasi-legale Grundlage zu stellen. Die Sozialrevolutionäre forderten ihre Anhänger zwar auf, die Reformen abzuwarten, die die Verfassunggebende Versammlung einführen würde, aber die Geduld verflieg schnell. Auf einer großen Bauernversammlung in Samara warnte ein Delegierter seine Zuhörer, den Parteiführern zu vertrauen. »Wird es uns besser gehen, wenn wir darauf warten, dass die Verfassunggebende Versammlung die Landfrage löst? In der Vergangenheit hat die Regierung für uns entschieden, aber ihre Bemühungen haben uns nur in die Knechtschaft geführt. Jetzt sagt die Regierung, es müsse erst Ordnung herrschen. ›Später, später, nicht jetzt, nicht vor der Verfassunggebenden Versammlung‹, sagt man uns immer.«¹²

Einige aufgeklärte Gutsbesitzer wurden zwar von ihren Bauern und Hausangestellten geduldet oder sogar beschützt, doch die große Mehrheit musste im Laufe des Jahres fliehen. (Getötet wurden seit März nur vergleichsweise wenige, doch wurden viele Gutshäuser in Brand gesteckt.) Ein

kleiner Zwischenfall zu einem ungünstigen Zeitpunkt, vor allem wenn es Bauern oder Soldaten gelungen war, einen Alkoholvorrat zu beschlagnahmen, konnte in der angespannten Atmosphäre zu sinnloser Gewalt führen. In der Gegend von Mzensk rasteten im Mai etwa fünftausend Bauern und Soldaten aus, nachdem sie einen Weinkeller geplündert hatten, und fackelten drei Tage lang Gutshöfe ab.¹³ Doch die Befriedigung ihres Wunsches, wertvollen Besitz des höheren und niederen Adels zu zertrümmern, buchstäblich auf ihn zu schießen oder ihn in Brand zu setzen, steigerte nur noch ihre Verbitterung. Die Zerstörung oder Beschmutzung der Vergangenheit machte die Gegenwart nicht besser.

Liberaler politische Ansichten eines aristokratischen Grundeigentümers reichten nicht aus, um ihn zu schützen. Fürst Boris Wjasemski war mit seiner Frau Lili auf das Familiengut Lotarewo in der Provinz Tambow zurückgekehrt und wollte seinen Bruder Dmitri beerdigen, den während des Durcheinanders in Petrograd eine verirrte Kugel getötet hatte. Dmitri war bei den Bauern wegen seiner Rolle bei der Unterdrückung der örtlichen Unruhen während der Revolution von 1905 verhasst gewesen. Boris' Ansichten dagegen waren so liberal, dass sie seine eher altmodischen Verwandten irritierten.

Nun kam ein Bolschewik namens Moisejew in den Bezirk und brachte das Bauernkomitee dazu, von der Familie die Abtretung des größten Teils ihres Landes zu verlangen. Wjasemski antwortete, man solle warten, bis die Verfassungsgebende Versammlung gewählt sei und über die Landreform entschieden habe. Einige Zeit später kehrte Moisejew mit einem mehrere Hundert Mann starken Mob zurück und ließ das Haus umstellen. Wjasemski versuchte, die Leute zur Vernunft zu bringen, wurde aber zusammen mit seiner Frau ergriffen und in der örtlichen Schule eingesperrt.

Am nächsten Tag wurde Wjasemski zum örtlichen Bahnhof gebracht, von wo aus er nach Petrograd verschickt werden sollte. Vielleicht, so dachten seine Peiniger, würde man ihn von Petrograd weiter an die Front verfrachten! Doch auf dem Bahnhof wimmelte es von Deserteuren, die ihn, als sie hörten, dass Fürst Wjasemski dort sei, ausfindig machten und mit Metallstangen zu Tode prügeln. In einem Bericht heißt es, ihm seien die Augen ausgestochen worden, doch dürfte das nach seinem Tod geschehen sein.¹⁴ Seine Frau war unterdessen mit Hilfe ihres Dienstmädchens aus der Schule geflohen und ging in Bauernkleidung zum Bahnhof. Sie fand die Leiche ihres Mannes in einem leeren Eisenbahnwaggon und brachte

sie zur Beerdigung nach Moskau. Wie in vielen anderen Orten wurde auch hier das Anwesen vollständig zerstört, um zu verhindern, dass die Familie jemals zurückkehren würde. Der Leichnam Dmitri Wjasemskis, des verhassten Bruders, wurde ausgegraben, zerstückelt und unter freiem Himmel verstreut.

Selbst die Übergabe des gesamten Eigentums an die Bauern schien wenig zu nützen. Da ihr Vater nicht da war, wandte sich die junge Fürstin Baturin an die Bauern, die in Scharen aus dem Dorf Inosemka gekommen waren, und teilte ihnen mit, dass die Familie bereits erklärt habe, dass die gesamten Ländereien und das Herrenhaus ihnen gehören würden. »Ich flehe euch an«, sagte sie, »zerstört nicht, reißt nicht ab, was euch gehört.«

»Die Bauern standen schweigend da. Sie waren mit Stöcken und Äxten gekommen, mit Säcken, einige hatten Karren dabei. Einer aus der Menge rief: ›Der eine Gutsherr ist weg, es wird ein anderer kommen! Nehmt, was ihr könnt, solange ihr könnt.‹ Die Randalie begann. Sie brachen die riesigen Türen des Gutsbesitzerhauses ab, obwohl niemand dafür Verwendung hatte – sie waren zu groß für eine Isba. Sie steckten alles in ihre Säcke, was sie in die Finger bekamen, rissen Seiten aus ledergebundenen Büchern, um sie zum Drehen von Zigaretten zu verwenden. Sie brachen die Vorhängeschlösser an den Scheunentoren auf, luden das Getreide auf und fuhren es weg. Nach weniger als drei Stunden war das Anwesen ausgeplündert.«¹⁵

Auch die semi-anarchistische Gemeinde des Grafen Tolstoi in Jasnaja Poljana – der Dichter war erst sieben Jahre tot – blieb kaum verschont. Seine Bauern konnten nicht glauben, dass er ihnen das Land wirklich geschenkt hatte. In der Annahme, es könnte die letzte Gelegenheit sein, besuchten der Schriftsteller Iwan Naschiwin und seine Frau Tolstois Witwe, als sie in der Gegend weilten. »Die Gräfin«, schrieb Naschiwin, »sah mir sehr Not zu leiden, aber sie begrüßte uns sehr liebenswürdig und erzählte uns vieles. Dann gingen wir zum Grab. Wir traten in den Friedhof ein, auf dem Grabgitter saß die Jugend von Jasnaja Poljana. Sie spielten Balalaika, spuckten Sonnenblumenkerne und johlten ihre gemeinen Lieder. [...] Das Gitter war ganz mit niederträchtigen Aufschriften verschmiert. [...] Wir konnten uns nicht entschließen, näher ans Grab heranzutreten, blieben in einiger Entfernung stehen und kehrten dann um. Dabei dachte ich mir, es wäre vielleicht besser gewesen, ich wäre gar nicht zum Grabe gefahren. Das Herz wäre mir leichter gewesen. [...] Wir kehrten zum Gutshofe zurück und sahen Tatjana [die Tochter des Dichters]

